



Unter dem roten Brauen

Erlebtes aus Livlands
dunklen Tagen

von
Eva Baechtgens

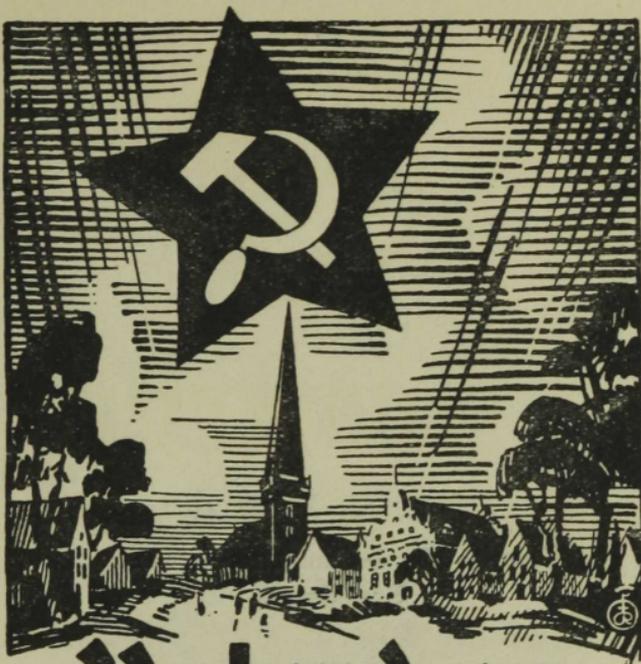


Das Echo

Eine Buchreihe aus deutschem Schrifttum

Alles Tiefenerleben ist Echo einer Wirklichkeit. Solcher Wirklichkeiten aus Schöpfung, Geschichte und Geschehen, die an der Edelprägung unserer Seele mitgestalten sollten, Dolmetsch zu sein, ist der Sinn dieser neuen Buchreihe; und ihr Ziel zugleich: Daß aus jedem Echo solcher Lebenswirklichkeiten fordernd werde und werdend:

ein Ruf!

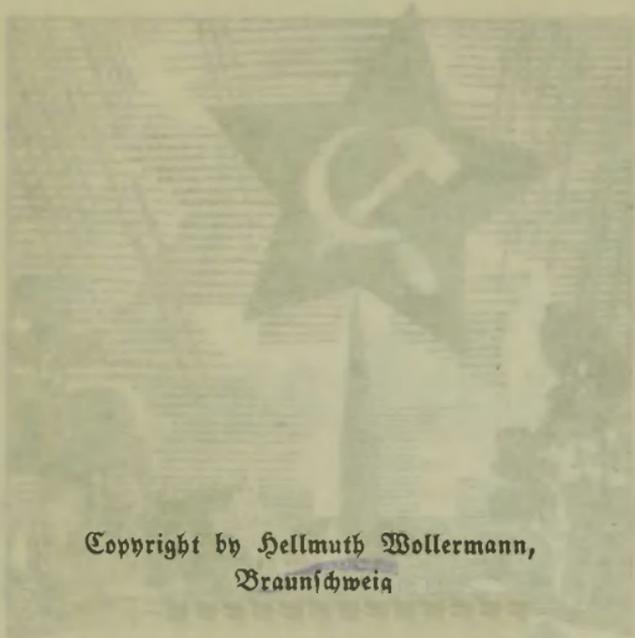


Unter dem roten Brauen

Erlebtes aus Livlands
dunklen Tagen

von
Eva Baechtgens

Kellmuth Wollermann-W. Maus =
Verlagsbuchhandlung Braunschweig



Copyright by Hellmuth Wollermann,
Braunschweig

Den Titel zeichnete K. Koselieb-Braunschweig.

Druck von H. H. Nölke G. m. b. H., Bordesholm.

Der tapferen Mitkämpferin
durch schwere Zeit
meiner Schwester Helene
gewidmet

*

Inhalt.

	Seite
Das Verhängnis	7
Die Deutschen ziehen ab	9
Ein dunkler Weihnachtsabend	15
Wie Bolschewiken hausen	20
Die Gefangenen	24
Unser täglich Brot	29
Nächtlicher Überfall	34
Zwangseinquartierung	38
Eine Schreckensnacht	42
Herta Rosenberg	47
Vor dem Tribunal	54
Eine unglückliche Familie	60
Unter die „Grünen“	68
Wehe den Besiegten	76
Der Flüchtling im Walde	82
Der erste Mai	89
Auf der Straße	94
Die Bolschewiken ziehen ab	100
Das Gemetzel	103
Gräber	111
Die Befreiung	115
Alte Feindschaft	120
Nach Deutschland	124

Das Verhängnis.

Es war am 23. Dezember 1918.

Über Livland hin zog mit durchdringendem Surren der letzte deutsche Flieger. Die frostklare Luft gab ihm weite und gute Sicht bei den scharfen Schlagschatten des Morgens.

Still, scheinbar schlafend, lag das Land unter ihm; und war doch gerade die letzten Tage so belebt gewesen. Noch gestern hatte er sehen können, wie auf allen Strecken des Bahnnetzes zahlreiche Züge, eilfertigen Spinnen gleich, in einer Richtung hasteten: Deutschland zu. In derselben Richtung war die Welle der Flüchtenden geflutet. Einzeln und in ganzen Scharen hatten sie auf allen Straßen den Fersen der abziehenden Soldaten zu folgen gesucht. Nicht in kopfloser Hast ward diese Flucht gewagt und Haus, Hof und Besitz verlassen, sondern in kalter Entschlossenheit: um das Leben zu retten.

Heute lagen die Strecken leer. Auch die Flüchtlingswelle war in die Städte geschlagen und hatte sich verlaufen. Immer wieder aber, nach Südwesten hin, hängten sich einzelne von neuem an die grauen Kolonnen, die Deutschland zustrebten. Als letzte. Denn schon brach auch die Nachhut drunten ihre Zelte ab.

Zwischen den Tragdeck's seines Flugzeugs durch sah der Beobachter das ganze flache Land verödet daliegen. Aus der verschneiten Ebene, den froststarrten Wäldern hoben sich einzig hier und da die Rauchsäulen vereinsamer, kaum sichtbarer Gehöfte.

Der Flieger hielt sich eine Weile über dem schneeglikernden Landstreifen und bog dann, vorsichtig beobachtend, weiter in den Osten, suchte Fühlung mit dem Feind. — —

Da! Ihm entgegen dort drunten! Unordentliche Marschtrupps . . . Heerhaufen, ausgeschwärmt wie Bienenvölker. Immer mehr. Überall. Tausende! Wie dunkle Punkte über der weißen Decke, als löse sich der Schnee in Staub.

Das Auge des Fliegers folgte dem Gewimmel. Wie ein Schatten schob es sich unaufhaltsam vor, verschlang gleichsam das sonnenschimmernde Land. Bitteren Sinnes überschaute er die Lage: hinter ihm, weit schon im Westen, die abziehenden deutschen Brüder, vor ihm da vorn, von Osten her drängend, die toddrohende Meute der Bolschewiken und dazwischen unter ihm das schutzlose unglückliche Land. — Was half alle Bitternis? Die Würfel waren gefallen. In Deutschland daheim. Er biß sich auf die Lippen. Daran zu denken, war jetzt nicht Zeit. Immer wartete die nächste Pflicht. So stellte er Richtung und Schnelligkeit der Spitze der roten Armee fest, wendete und überflog bald schon wieder die deutschen Nachhuten auf seinem Weg zum fernen Flugplatz.

Voraus, in Wintersonne gebadet, stieg eine kleine Stadt aus dem Tal. Der spitze Kirchturm inmitten; um ihn her, wie die Küchlein bei der Henne, die Häuser. Alle im weißen Winterpelz, kaum sich abhebend vom Schnee. Der Flieger sah in die Gassen, sah den Marktplatz voller Menschen. Wie ein Schemen glitt das Bild unter ihm durch. — Ohne Aufenthalt zog er weiter, weiter in den Westen.

Die Deutschen ziehen ab.

Auf dem Marktplatz der kleinen Stadt drängten sich die Menschen. Minutenlang waren ihre erhobenen Augen dem Flugzeug gefolgt. Auch als sich nichts denn unendlicher blauer Himmel zu Häupten dehnte und des Motors Surren längst erstorben war, stand noch mancher und sah zur Höhe, starr, in Gedanken — — Abschied — Einsamkeit — Schicksal, bedeutete das erstorbene Surren da oben. Denn was kam nun? Alle fragten sie es, die Landbewohner, die in ihren niedrigen, leichten Schlitten von allen Seiten angefahren waren, von Neugierde getrieben, nach Meinungsaustausch dürstend. Was brachte die nächste Zukunft?

Die Stadt sollte ihnen Antwort geben.

Seit Jahren lastete der Krieg über Land und Leuten. Der Russe hatte gehaust wie unter Feinden. Dann kam der Deutsche, nun zog er ab. Und was kam jetzt?

Eng gedrängt standen die lettischen Bauern in ihren kurzen Schafspelzen, redend, mit den Händen fuchtelnd.

„Was auch kommt,“ rief einer, „besser als bisher wird es. Sind es doch unsere eigenen Leute — die Bolschewiken.“

„Und der Deutsche hat gebrandschatzt wie der Russe.“

„Schlimmer!“

„Nein, Bruder, nein! Sprich, was wahr ist — sie waren gerecht.“

„Anfangs,“ — ein Bauer lachte — „ich dachte wunder, was der Deutsche sei! Ehrlich — hieß es. Na ja — dachte ich, — mit Ehrlichkeit ist auch besser Handel treiben. Ehrlich lieferte ich meine Butter, mein Fleisch ab. Und bin

dumm gewesen. Was der Deutsche aus dem Lande trägt, ehrlich ist das nicht erworben."

"Mordbuben sollen die Bolschewiken sein, alles zu unterst lehren."

"Nicht wahr ist es. Sie bringen Gleichheit."

"Ja, Gleichheit, Brüderchen. Keiner soll etwas besitzen, nicht einmal den eigenen Kopf. Ha ha! Geh du mit deiner Gleichheit!" „Und ich sag, sie bringen Frieden."

"Nehmen werden sie, nicht bringen. Nehmen, wie bisher alle vor ihnen. Der Bauer muß dran glauben. Ich seh mich vor. Der Bolschewik soll mein Vieh, mein Korn suchen, bis er es findet."

"Wißt ihr schon," mischte eine Bäuerin sich in das Gespräch, „zum Einzug der Bolschewiken werden Fahnen genäht. Das junge Volk flücht Kränze."

"Die Deutschen sind aber noch in der Stadt."

"Nicht mehr lange."

Der Wind fegte um die Straßenecken und trug die Klänge eines Liedes mit sich, Jauchzen und Gelächter gaben die Begleitung. Ein Militärauto rollte langsam straßab; darin saßen eng gedrängt deutsche Soldaten. Heimzu ging es. Endlich! In drei Tagen, spätestens einer Woche war Livland eine vergessene Episode — waren sie alle zu Hause. Da konnte man jubeln!

Die Bauern verstummten plötzlich. Unauffällig verschwanden sie, jeder zu seinem Schlitten.

Mochten die Deutschen nur abziehen! Der Letzte weinte ihnen keine Träne nach. Aber so lange ihre kräftige Faust in erreichbarer Nähe war, hieß es schweigen. —

An der Straße, dem Auto gegenüber, stand eine Dame mit einem Kind. Das Mädchen hob ein strahlendes Gesicht zu den Soldaten und winkte. „Da sind sie, Mutter, da sind sie! Sind es wirklich die letzten? Ach, Mutter, dann hören wir es nicht wieder: „in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!"

Die Dame blickte den Soldaten mit seltsam starren Augen nach. „Ja, Christel, es sind die letzten. Aber komm, Tante Lenore wartet.“

In dem lebhaften lettischen Durcheinander hatten sie deutsch gesprochen, die Dame und das Kind.

Beide strebten durch den kalten Wintermorgen nach Hause. Die Kleine hielt ein mageres Tännchen ans Herz gepreßt, und ihre Augen strahlten, wenn sie darauf blickte. Das Bäumchen war auf dem Markt gekauft, denn morgen war Christabend.

Eine gebogene Straße nahm sie auf. Vor einem ihrer einstöckigen Häuser zogen sie die altmodische Klingelschnur. Es schrillte durchs Haus.

Eine Dame öffnete.

„Die deutschen Soldaten sind fort, Tante Lenore,“ rief das Kind lebhaft, „kein einziger ist mehr in der Stadt. Der Flieger, den wir gesehen haben, war auch der letzte. — Und hier ist der Weihnachtsbaum.“ — — —

Sie war kein Stadtkind, die kleine Christel. Vor einer Woche noch saß sie mit ihrer Mutter tief drinnen im Lande auf einem der deutschen Güter. Es war Krieg gewesen, fast solange Christel denken konnte. Sein schweres Geschehen zog unverstanden an dem Kind vorüber. Isabel Burkhard, die Mutter, freilich stand mitten drin. Ihr Mann war gleich zu Anfang des Krieges ins Feld gekommen. Seit zwei Jahren blieben die Nachrichten aus. Wo war er? In der Ferne unerreichbar? Nur abgeschnitten von den Seinen? Oder in einem der gefüllten Gefängnisse Rußlands? Oder tot? — Die Sorge um Mann, Kind und Gut lag auf Isabels Schultern allein. Den Gutsbetrieb hatte sie zwar mit Hilfe bewährter treuer Leute aufrecht erhalten können. Bis vor Wochen. Dann kam ein Ende.

Mit den deutschen Truppen mußte jeder Schutz der deutschen Bevölkerung schwinden. Schon damals hatten die

Gerüchte zu schwirren begonnen wie Mückenschwärme:
„Die Deutschen gehen.“ – „Die Deutschen bleiben!“ –
„Der Engländer übernimmt den Schutz des Landes.“ –
„Schon liegen englische Schiffe in Riga.“

Diese Unsicherheit hinderte ein zielbewusstes Handeln. Den einen Tag hatte man fieberhaft gepackt, um den nächsten kopfschüttelnd wieder einzuräumen. Bis plötzlich die Fluchtwelle übers Land segte. –

Niemand blieb. Niemand, der Frauen und Kinder zu schützen vermocht hätte.

Damals floh auch Isabel Burkhard mit ihrem Kinde in die nächste Kleinstadt zu ihrer Schwester Lenore, die sie mit offenen Armen aufnahm.

Lenore Morold war das letzte Glied eines einst blühenden Hauses, dem Tod und Unglück Blüte um Blüte gebrochen hatten. Seit dem Tode von Vater und Mutter bewohnte sie das elterliche Haus allein. Ursprünglich wohl versorgt, war Lenore bedürftig geworden. Aber mit zäher Ausdauer kämpfte sie gegen die drohende wirkliche Armut, zog Einnahmen aus Haus und Garten, war ihre eigene Köchin, ihre eigene Waschfrau, ihr eigener Hausknecht.

Seit der Besetzung der Stadt durch die Deutschen hatte Lenore ständig Einquartierung; sie beschränkte sich auf zwei kleine Zimmer, sorgte mit Hingebung für Offiziere und Burschen.

Nun hatte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der deutsche Zusammenbruch die Balten in beispiellose Enttäuschung gestossen. Alles rüstete zur Flucht. Lenore jedoch regte sich nicht. Scheinbar unberührt von allem tat sie ihr Tagewerk, erntete im Herbst, sorgte für den Winter – und blieb. Sie erwachte aus ihrer Teilnahmlosigkeit, als Isabel Burkhard mit Christel eines Morgens bei ihr anklopfte. Doppelt erwachte ihre Tatkraft. Ein neues Leben begann mit den beiden Gästen; zwar es ward eng, denn die Hausseite, die die Einquartierung bisher gehabt hatte,

mußten sie leer lassen. Es fehlte an Holz, mehrere Zimmer zu erwärmen. So zwängten sich alle in Lenores zwei Stuben und warteten der kommenden Dinge.

Christel Burkhard, als echtes Kind, genoß die Abwechslung. Der Blick auf die Straße schon war Ereignis. Anfangs zählte sie die vorübergehenden deutschen Soldaten. Das Ergebnis meldete sie jedesmal jubelnd der Mutter: „Heute sind es aber viele, Mutter! Sie tragen ihr Essen vorüber. Noch gehen sie nicht fort.“

Mit den fortschreitenden Tagen war Christel schweigsamer geworden. Wie einzelne Tropfen nur fielen ihre Zahlen ins Zimmer. Und dann kam es, daß sie nur noch den fleißigen Schneider drüben im Fenster sah und nur noch die Kasse in der Pforte, nur noch die Sperlinge in der Dachrinne.

Das Leben überhaupt war für Christel hier so anders.

Auf ihrem Gut erwachte sie morgens von dem vorsichtigen Schaffen der Kinderfrau, die ihre Kleider bürstete. Die Schuhe hatte der Diener gepuht, auch den Frühstückstisch schon gedeckt, wenn Christel im Speisezimmer erschien. Das Frühstück kochte die Köchin.

Hier tat Tante Lenore alles. Die Mutter half ihr. Ja, es fand sich Arbeit für Christel. Sie durfte morgens das Kohlenbecken mit den Holzkohlen holen und achten, daß sie Feuer fingen. Wie sie plötzlich so rot blinzelten und die Kaffeekanne ihr schepperndes Lied begann!

Während die Mutter auf dem Markt die sparsamen Einkäufe besorgte, deckte Christel den Mittagstisch. Sie tat es mit einer gewissen Wichtigkeit, stellte regelmäßig Senftopf und Pfefferbüchse auf und füllte die Wasserflasche. „Es braucht nicht gleich Schinken zum Senf zu geben,“ erklärte sie, „Kartoffeln kann man gerade so gut zum Senf essen, und Pfeffer schüttet man zum Weißkohl.“

Kartoffeln und Kohl mußten durch den Winter helfen, das wußte sie schon.

Bei der Arbeit waren sie alle so eng beisammen, daß Christel das Lachen kam vor lauter Ausweichen, Sichwinden oder Aufeinanderprallen.

Auch wenn Edde den Bürgersteig fegte, die Wassertonne füllte, gab es immer zuzusehen. Edde war eine alte dürre Frau mit einem häßlichen, immer lächelnden Gesicht und die einzige Hilfe, die Lenore hatte. Christel liebte sie nicht. „Sie sieht aus wie unseres Gärtners Kaze, die so gern kratzte,“ behauptete sie.

Lenore wußte, daß Edde falsch war. Sie behielt sie trotzdem. „Wir sind einander gewohnt,“ sagte sie zu ihrer Schwester, „es ist das Schlimmste nicht, wenn man weiß, daß ein Mensch falsch ist.“

Am gemütlichsten wurde es nach Christels Meinung bei Dunkelwerden. Dann brachte Tante Lenore ein Fläschchen, draus stieg eine blaue Benzinflamme von seltsam steifer Unbeweglichkeit. Sie leuchtete eben über den Tisch, das Zimmer blieb dunkel. Eine andere Beleuchtung gab es nicht. Lampe und Kerze hatte der Krieg verbraucht.

Jede in einem der großen Lehnstühle, saßen die Schwestern, plauderten oder schwiegen. „Die ersten Kriegsjahre habe ich noch gestrickt,“ sagte Lenore, „jetzt fehlt die Wolle.“ Christel kuschelte sich dann bald zu der Mutter, bald zu der Tante. — — —

Auch am Tag vor Weihnachten, an dem sie morgens das Bäumchen erstanden, den Flieger gesehen und die letzten deutschen Soldaten, saßen sie so im Abenddunkel um die gespenstische blaue Flamme.

Christel hob öfters den Kopf und lauschte auf die Straße hinaus.

„Was ist, Christel, hörst du etwas?“ fragte Isabel.

„Nichts, Mutter! Bloß es ist so furchtbar still draußen.“

Ja, es war still! Der Schritt schückender Soldaten fehlte. Ein lauerndes Schweigen lag drohend über der Stadt.

Ein dunkler Weihnachtsabend.

„Heut' ist Weihnachten!“ Mit dem Ruf fuhr Christel aus dem Bett. Früher als sonst; und merkte gleich beim Morgenkuß, daß Mutter und Tante verwacht aussahen. Die Totenstille auf der Straße hatte sie nicht schlafen lassen, diese unheimliche Stille vor dem Sturm. Die Deutschen waren fort. Wann kamen die Bolschewiken?!

Christel mit ihrem vollen Kinderherzen flüchtete vor der Schweigsamkeit von Mutter und Tante zu Edde in die Küche. Aber gleich darauf slog sie wieder erregt in die Stube zurück. „Mutter, Edde sagt, die Bolschewiken kommen, sie sind ganz nah! Vor der Stadt ist eine Ehrenpforte für sie gebaut, noch gestern abend, gleich als die Deutschen fort gewesen sind. Und Edde sagt, so gut sind die Bolschewiken — den Armen helfen sie —. Edde begreift nicht, warum die Menschen alle fliehen. Es wird eine schöne Zeit jetzt — hat Edde gesagt.“

„Dann wird wohl Edde ihre Freunde mit einem Strauß begrüßen,“ sagte Lenore karg. —

Es wurde ein seltsamer Morgen.

Die Schwestern machten ihre Arbeit lässig. Eine ständige Unruhe trieb sie, bald in den verschneiten Garten, wo sie atemlos ins Weite horchten, bald ins Haus zurück.

„Warum trägst du bloß das viele Holz in die Küche,

Lenore?" fragte Isabel Burkhard die plötzlich emsige Schwester, „es reicht bis Neujahr.“

Lenore ließ die Arme sinken. „Es ist wahr. Ich dachte, für den Fall, daß die Bolschewiken uns festsetzen. Aber dann ist auch das Holz unnötig.“ Sie lachte trocken.

Gegen Mittag war es, da schoß Christel herein. „Musik, Mutter, ganz sonderbare Musik. Aber ich weiß nicht wo.“

Lenore eilte ans Fenster und riß es auf. Wie die lärmende Musik eines Karussells klang es vom Markt her; barbarisch, kreischend. Der Wind warf die schrillen Klänge spielend ins Fenster.

„Sie sind da, die Bolschewiken,“ sagte Lenore bitter, „eben jetzt sagt Edde ihren Willkommenspruch. Die Straßengungen brüllen Hurra und werfen ihre Kappen hoch. Unser deutscher Traum ist ausgeträumt!“ Sie schlug das Fenster zu, daß es klirrte.

Eine wilde Hastlosigkeit fuhr in die beiden Schwestern. Jetzt erst dachten sie an ihre gefährdete Habe. Trepp auf, Trepp ab, auf den Boden, in den Keller liefen sie, ungeschickt zusammengerackte Pakete in den ziellosen Händen.

Christel folgte wie ein Hündchen. Sie war angesteckt von der Erregung, sprach laut und lachte: „Laß sie nur kommen, Mutter, nicht? Laß sie nur kommen!“

Es schien ihr lustig, daß die Dachsparren, die Kellerfliesen Schätze bargen. Und die zerrissene Tapete an der Wand!

So plötzlich die Tätigkeit der Schwestern aufgeflackert war, so plötzlich erlosch sie. Eine ohnmächtige Müdigkeit trat an ihre Stelle. Lenore versagten die Glieder im Angesicht der unbekanntten, unaufhaltsam näherrückenden Gefahr. „Fürchtest du dich, Isabel?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht, ob das Furcht ist. Aber die Stille und das Warten sind mir unerträglich. Was kommt, soll schneller kommen.“

Die Stille aber dauerte an.

Sie saßen im Zentrum des Wirbels und warteten auf den Sturm. Der Tag verstrich.

Schon dunkelte es, da huschten, Schatten gleich, Reiter am Fenster vorüber.

„Da!“ schrie Christel, „da!“ Sie sah kleine zottige Kosakenpferde, Lammsellmützen, spitze Lanzen. Die Klingel gellte durchs Haus.

Isabel sprang auf. Wie befreit. Endlich! Die Erlösung von der Tatlosigkeit! Sie öffnete. Das Kind lugte gespannt neben ihr durch zur Tür.

Wilde Gesichter drängten herein, rohe Stimmen riefen: „Einquartierung!“

Isabel riß die Tür zu der unbewohnten Hausseite auf. „Hier! Lang erwartete Gäste!“

Das Haus füllte sich im Augenblick. Rufe, Gelächter, Scherze, Flüche hallten aus jedem Winkel wieder. Der Fußboden und die Möbel bedeckten sich mit schneefeuchten Mänteln, Tornistern, Waffen. Was eben eine Wohnung, ward jetzt zur Straße mit ihrem Lärm.

In der Küche loderte ein Feuer. Lenores Pfannen und Töpfe klapperten. „Mutter, unser Holz! Ach, unsere Löffel!“ klagte Christels Stimmchen dazwischen.

Isabel schob das Kind zu Lenore in die Schlafstube. Sie selbst blieb wachsam unter den Bolschewiken, stellte Fragen, befriedigte Wünsche, lachte, mit einem fremden Ton in der Stimme.

Die Haustür klappte ohne Pause. Neue Bolschewiken drängten herein, schimpften, daß sie zu spät gekommen, wurden hinausgedrängt oder stellten kurzerhand die Waffen in den Winkel, zum Bleiben entschlossen. Die Erstgekommenen richteten sich häuslich ein, rückten Tische, trugen Sofa und Stühle zu sich herein. Isabel schaffte Teller und Krüge herbei. Aus der brozzelnden Pfanne flogen Schnitte gebratenen Fleisches auf den Tisch.

Als das Mahl im Gange war, schlüpfte Isabel in die

Wohnstube und zog die Tür hinter sich ins Schloß. Das steile kleine Benzinlicht traf ihre wachen Züge. Sie atmete schwer.

„Die hätten wir im Hause! Es sind verwilderte Soldaten wie die Russen vor ihnen. Nach unserem Leben trachten sie nicht, weil es wertlos ist. Aber was du morgen von deinem Besitz noch hast, Lenore, weiß ich nicht. Schon sind die Schränke sorgfältig durchwühlt, bloß“ — sie lachte — „du bist arm, Schwester. Es ist unmöglich, eine Kirchenmaus zu berauben.“

Hatte es geklopft? Christel schrie laut auf.

Ein Bolschewik mit frechen begehrliehen Augen stand im Zimmer.

Er lachte verlegen. „Bin ich ein Räuber? Ich tu doch nichts. Bettzeug will ich haben, Kissen, Decken. Die Bolschewiken werden nicht auf der kalten Diele schlafen, während die Hausbewohner sich im Federbett dehnen.“

Isabel stieg stumm auf den Boden. Die steile Treppe hinab wälzten sich Matrasen, Kissen. Aus den eigenen Betten legte sie Entbehrliches dazu.

„Du bist freigebig, Isabel,“ sagte Lenore.

„Weil die Bolschewiken nehmen, was wir nicht freiwillig geben. Wir sind schutzlos, rechtlos, Lenore. Bis an die Grenze des Möglichen müssen wir uns fügen.“

Die Nacht zog herauf. Auf der Straße erstarben Lärm und Geschrei. Im Hause dauerten sie fort.

Die Schwestern saßen stumm, jede in ihrem Stuhl. Christel hatte ihr Köpfchen an der Mutter Schulter gelegt und sah trübe in die unbewegte, wie erstarrte Flammenszunge.

Plötzlich veränderten sich ihre Züge. Im Winkel — vergessen, hatte sie das Weihnachtsbäumchen erspäht.

„Weihnachten!“ sagte sie mit eigenem Klang in der Stimme.

Vor die drei Verlassenen trat das Bild vergangener Weihnachtsabende; sie sahen im Kerzenglanz strahlende Weihnachtstannen, hörten das Läuten jubelnder Festglocken — Orgelklang — „Stille Nacht — heilige Nacht!“

Die unbarmherzige Wirklichkeit zertrat das Bild. —

Isabel brachte Christel zu Bett. Die Schwestern wachten.

Das Gefühl der Schutzlosigkeit steigerte sich bis zum körperlichen Schmerz. Mit angstgeschärften Sinnen lauschten sie dem Gelage der Bolschewiken. Eine dünne Tür, ein schwaches Schloß trennten sie davon. Sie hörten schleichende Schritte, tastende Hände an der Klinke und standen ständig zur Abwehr gerüstet.

„Wie lange läßt sich das aushalten?“ fragte Isabel Burkhard heiser.

Lenore schwieg finster. „Es fängt erst an, Isabel.“

So verbrachten die Schwestern die Weihnachtsnacht von 1918.

Wie Bolschewiken hausen.

Edde stand mit hängenden Armen in dem Zimmer, das die Bolschewiken nach dreitägigem Besuch geräumt hatten.

Der Frau hatte es die Sprache verschlagen. Sie hob die Schürze und wischte sich den Mund.

Waren das Menschen, die hier gehaust hatten!?

Die Vorhänge an den Fenstern hingen in Fäden auf den Fußboden herab — die Blumenstöcke waren mutwillig zerplückt. Scherben, Erde und welke Blätter mischten sich auf dem Fensterbrett. Schränke und Kommoden hatten zerbrochene Schlösser. Über den Tisch in dunklem Strom floß Tinte und tropfte träge auf den Teppich.

Ja, war das noch ein Teppich? Verschmiert, zerrissen lugte er unter dem Schutt, dem Stroh, dem Bettzeug, das wirr die Stube füllte, hervor.

„Schweine sind es — keine Menschen! Räuber — keine Soldaten!“ spuckte Edde ihre verhaltene Wut von sich. Dabei ballte sie die Faust. Ihr gewohntes Lächeln machte einer Frage Platz.

„Aber du hattest die Bolschewiken lieb, Edde,“ mischte Christel sich hinein, „sie sind gut, hast du gesagt; haben sie dir was geschenkt?“

„Geschenkt?!“ Edde streifte die Ärmel von ihrem knochigen Arm und faßte den Besen, als wäre er eine Keule, mit der sie zuschlagen wolle, „geschenkt? In den

Bettsack hatte ich es eingenäht, mein gutes Zeug. Sie haben es herausgeschnitten und mitgenommen. Auf die Kommandantur bin ich gelaufen, wie ich hier steh, hab' nach meinem Recht geschrien. Bei den Bolschewiken hat der Arme Recht — hat es geheissen!" Edde schluckte vor Erregung, aus ihren wasserhellen Augen tropfte es, „ja, Recht! Jetzt weiß ich's. Recht gibt's nur im Himmel. Herausgeworfen haben sie mich. Ich sollte nicht wagen, die rote Armee zu verdächtigen."

Edde warf die leeren Flaschen, die sie in den Stuben gesammelt hatte, mit solcher Wucht in eine Kiste, daß zwei davon klirrend zersprangen.

Christel lauschte voll Anteil. „Siehst du, Edde, der Mutter haben sie sogar die Taschenuhr gestohlen. Niemand weiß, wie."

„Wie?" lachte Edde boshaft, „die verstehen es. Es bleibt kleben, sie brauchen bloß durchs Zimmer zu gehen."

„Und die Decken sind fort, die Tante Lenore ihnen zur Nacht geliehen hatte," erzählte Christel weiter.

„Aber da, schau!" schrie Edde, „ihre Lumpen haben sie dafür gelassen. Zu schlecht ist das Zeug selbst zu Pferdedecken. Aber warum läßt Fräulein Lenore auch die guten Sachen in den Stuben? Alles muß fort! Der Teppich, die Vorhänge. Nackte Wände sind noch zu gut für das Räubervolk. Hier — erkennt Fräulein das? Stuhlbeine sind es. Den Stuhl haben sie verheizt — die — die . . ." Edde fand kein passendes Schimpfwort für die Bolschewiken. Wütend warf sie sich auf die Arbeit, fegte, schalt, schrubbte, schimpfte. Es wurde wieder eine menschliche Behausung. Die Wasserfluten, die Edde strömen ließ, die Scheltworte, die von den Wänden hallten, halfen die Erinnerungen an die Bolschewiken tilgen.

Bis zum Nachmittag. Dann kam der zweite Trupp; der dritte löste ihn ab — und ihn der vierte. Eddes Tatkraft erlahmte. Sie schickte sich in das Unabänderliche.

„Mit den Wölfen muß man heulen, Edde, mit den Schweinen — Schwein sein,“ beruhigte Isabel die Alte. Scheinbar gelassen ging sie selbst durch das Haus. „Ich bin noch am ruhigsten mitten unten ihnen,“ sagte sie der Schwester, „es sind Raubtiere, denen man nicht den Rücken kehren darf.“

Lenore ihrerseits wagte sich auf die Straße, um sich nach dem Schicksal der Bekannten zu erkundigen. Durch die Hintertüren und Höfe schlüpfte sie ein und aus und kam mit Nachrichten beladen nach Hause. „Die Schwestern Blessig mit ihrer kranken Mutter sind gleich den ersten Abend aus ihrem Hause vertrieben. Ihre freundliche Zimmerflucht war zu schön. Jedes Stück, das sie von ihrem Eigentum mitnahmen, zählten die Bolschewiken ab. Ein Bett — für drei Personen. Jedem einen Stuhl, eine Tasse. Auf dem Handwagen haben sie die Kranke zu Bekannten gefahren. Im Hause sitzt jetzt der Oberbolschewik.“

„Wer ist das?“ fragte Christel unschuldig.

„Das ist von den Bösen der Böseste, Christel. Ein Kind unserer Stadt, als Straßenjunge aufgewachsen. Edde kennt ihn gut. Der hat jetzt die Regierung in Händen. — Das alte Fräulein Freimann muß heute ihre Wohnung räumen,“ setzte Lenore ihre Erzählung fort, „eine Gelddruckerei soll hinein. Fräulein Meyer ist in der ersten Nacht alles Zeug geraubt. Am besten geht es bisher bei Schmidts. Die Tochter spielt den ganzen Tag hinter verschlossener Thür bald Klavier, bald Harmonium, dazwischen singt sie. Die Magd, die den Bolschewiken öffnet, meldet kurz: „eine Musikschule, ich darf nicht stören.“ Die rohen Burschen horchen unschlüssig — und gehen. Schlimm ist es der alten Tante Julie gegangen, die drei Soldaten bei sich gehabt hat. Sie haben ihr Bett benutzt, ihren Liegestuhl. In der Nacht haben sie die schutzlose alte Frau bedroht, haben ihr alles geraubt, die Uhr vom Halse, Wäsche, Kleider. Sie liegt vor Schreck zu Bett. Die Häuser der

Geflüchteten und ihre Sachen sind beschlagnahmt. Der Hausrat wird in ganzen Fuhrn zum Bahnhof fortgeführt. Wer für die Flüchtlinge etwas versteckt, kommt ins Gefängnis. Und dort" — Lenores Stimme senkte sich zum Flüstern — „sitzn auch schon die ersten Gefangenen: Herr von Grünwald, der auf der Flucht gefasst ist; der junge Blumen und mehrere deutsche Pastoren vom Lande. — Es ist der Anfang, Isabel. Aber es kommt noch schlimmer."

Die Gefangenen.

Die rote Armee war auf Riga zu durchgezogen. Nur noch vereinzelt fanden sich Truppenteile zur Stadt hin. Die leere Hausseite bei Lenore Morold lag wieder kalt und unbewohnt.

Dafür war die Regierung der Bolschewiken Tatsache geworden. In den besten der requirierten Häuser tagte sie und überschwemmte die Stadt mit Befehlen.

Isabel Burkhard hielt es nicht zu Hause.

Sie hatte sich ein unscheinbares Kleid zurechtgemacht, wie alle taten. In der ältesten Jacke, einem Kopfstuch und plumpen geflochtenen Schuhen machte sie ihre Gänge mit Christel. Wenigstens quälten die Gedanken auf der Straße nicht so wie im Lehnstuhl zwischen den vier Wänden.

Zum erstenmal wagten sie sich auch wieder vor die Stadt, auf die Straße nach Riga.

„Von dort muß die Erlösung kommen, Christel,“ belehrte Isabel das Kind, „unsere Jungen werden uns befreien. Was sind die Bolschewiken anders als Räuberbanden; vor einem rechten Soldaten werden sie fliehen. Hörst du nichts, Christel?“

„Doch, Mutter, es donnert ganz fern.“

„Das sind Kanonen.“

„Ja, heute Morgen hat Edde gesagt, es würde eine Schlacht geschlagen.“

„Ich weiß es, Christel. Die Unsrigen werden kommen, die furchtbaren Tage zu enden.“

Isabels ganzes Wesen atmete der Befreiung entgegen. Wie lange schon dauerte die harte Zeit? Monate? Jahre? Und doch war es gestern erst eine Woche, seit sie begann.

Voll neuer Hoffnung kehrten die Spaziergänger heim. Aber aus der sehnlich erwarteten Befreiung ward nichts. Edde brachte andere Nachrichten: Die Schlacht sei schrecklich gewesen und weiter gegangen. Die ganze Aaschlucht läge voller Leichen; lauter junge Balten. Die Gefangenen hätten die Bolschewiken gleich aufgehängt — wußte Edde.

Und zwei Tage später: Riga sei in der Hand der Bolschewiken.

Isabel lachte, als sie das hörte. „Und das glaubst du, Lenore?“

„Wer sollte es ihnen wehren, wo doch die Deutschen abgezogen sind,“ sagte Lenore traurig, „unsere baltische Jugend ist zu schwach.“

„Der Engländer!“ erregte sich Isabel, „die Stadt ist zu wichtig, sie einfach preiszugeben.“

„Der Engländer ist der letzte, der einen Schuß Pulver zum Schutz des wehrlosen Landes opfert.“ —

Einige Tage später wurde es Gewißheit: Riga war ohne Schwertstreich von den Bolschewiken genommen.

„Und unsere kämpfende Jugend? Die Flüchtlinge alle? Wilhelm, unser Bruder, ist doch auch darunter,“ fragte Isabel Burkhard fassungslos.

„Noch fehlen Nachrichten. Ich hoffe, sie entkamen nach Kurland.“ — — —

Die Nachrichten sickerten tropfenweise durch: Wer fliehen konnte, war nach Deutschland geflohen. Die Landeswehr, unüberlegt nach Hinzenberg geworfen, hatte sich blutige Köpfe geholt und den Rückzug über die Düna angetreten. Die aus ganz Livland geflüchteten deutschen Landbewohner aber waren in die Hand der Bolschewiken geraten.

Lähmung legte sich auf die Deutschen der kleinen Stadt. Isabel Burkhard saß wie im Bann. —

„Mutter,“ erzählte Christel, „Edde sagt, im Krankenhaus liegen junge deutsche Verwundete. Ihre Tochter hat sie gesehen.“

„Verwundet?“

„Ja, aus der Schlacht bei Hinzenberg. Sie sind doch nicht alle aufgehängt. Aber, wenn sie gesund sind, — sagt Edde — werden sie erschossen.“

„Edde soll das Schwagen lassen!“ sagte Isabel heftig. Aber sie machte sich doch auf, Näheres zu erkunden.

„Es ist wahr,“ erzählte sie Lenore nachher, „Herta Rosenberg ist um die Erlaubnis eingekommen, für die Gefangenen zu kochen. Zwei Portionen bringt sie ins Krankenhaus. Die Gefangenen sind Söhne bekannter Familien aus Riga. Herta will mir gern das Essen anvertrauen. So bekomm ich sie vielleicht zu Gesicht.“

Isabel erreichte ihr Ziel. Die Pförtnerin und die pflegende Schwester ließen sie bis zu den Verwundeten. Sie konnte ihnen Bücher zustecken und gute Bissen, die die Deutschen unter sich sammelten.

Beide waren junge Knaben, glühend von Vaterlands-
liebe, ihre Verletzungen nicht schwer.

„Wir kommen in Haft nachher,“ sagte der eine, „zu langweilig! Während die Kameraden sich in Kurland zum Gegenstoß sammeln. Na, mal geht die längste Zeit vorüber.“

„Wenn die Bolschewiken uns nicht vorher kalt machen,“ bemerkte der andere schwermütig. Er hatte ein in sich versunkenes, über seine jungen Jahre ernstes Wesen.

Der erste lachte fast verlegen. Der Tod lag seinem jung schlagenden Herzen so fern. — — —

Es entspann sich eine Freundschaft zwischen den Gefangenen und Isabel Burkhard. Bei ihren Besuchen nahm

sie auch Christel mit, „damit sie was Frohes sehen, die armen Jungen“.

Der Schwermütige quälte sich oft mit trüben Ahnungen.

„Ich wollte Sie um etwas bitten, Frau Burkhard,“ sagte er eines Tages, „meine Mutter wohnt in Riga — ich bin ihr einziger Sohn. Nun möchte ich ihr gern einen Gruß hinterlassen. Einen Abschiedsgruß, wenn es zum letzten geht. In dieses Buch schreibe ich ihn. Wenn Sie nun hören, daß unsere Sache schlecht steht — dann — ich bitte Sie — fordern Sie das Buch von mir. Ich setze dann meinen Namen drunter.“

Isabel versprach es ihm, während Christel mit seinem unbekümmerten Kameraden lachte. — — —

Nicht viel Tage später, als sie auf Einlaß wartend in der Pförtnerstube saß, kam die Pförtnerin auf sie zu. „Zum letzten Mal die beiden Portionen,“ sagte sie mit einem seltsam undurchdringlichen Gesicht.

Isabel erschrak bis ins Herz. „Kommen die Gefangenen fort?“ fragte sie atemlos. Fast gehorchte die Zunge ihr nicht.

Die Pförtnerin sah sich scheu um. „Das Krankenhaus entläßt sie, sie kommen ins große Gefängnis,“ sagte sie schnell. Und nach einem minutenlangen Schweigen: „Das Todesurteil ist ausgefertigt. Morgen werden sie erschossen.“

Isabel schwieg.

„Man hat sie gepflegt, diese Wochen,“ fuhr die Frau fort, „man ist auch Mensch. Von befreundeter Seite ist an Flucht gedacht. Bei der Überführung könnte sie gelingen. Aber wohin mit den Flüchtlingen jetzt im Winter? Der Plan ist gefährlich und reißt andere mit ins Unglück. — Also zwei Portionen ab!“ schloß sie geschäftsmäßig.

Fast willenlos ging Isabel in die vergitterte Krankenzelle, Christel an der Hand. Es war ihr schwer, Worte der Begrüßung zu finden. Dabei waren beide Knaben vergnügt und scherzten mit Christel.

Die Zeit lief. — Pausen entstanden. — Isabel riß sich zusammen. Sie hatte bei ihrem Versprechen nicht gewußt, was es heißt, einem blühenden, jungen Leben zu sagen: du mußt sterben!

„Das Buch,“ sprach sie tonlos und legte ihre Finger auf die blasse Knabenhand des einen zum Tode Verurteilten, „Sie wollten mir das Buch mitgeben.“

Der Knabe erschrak sichtlich. Unsicher, fast hilflos sah er Isabel in die Augen. Dann lächelte er, zog das Buch unter dem Kopfkissen vor und zeichnete langsam seinen Namen hinein.

Isabel konnte die Augen nicht heben. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. „Umarme deine Freunde, Christel,“ sagte sie heiser, „wir sehen sie lange nicht wieder.“

Das Kind gehorchte. Die stubenblaffen, noch so kindlichen Gesichter der jungen Verurteilten beugten sich nieder zu den unschuldigen Kinderlippen.

„Kommen wir fort?“ fragte der andere, der Kamerad mit dem sonnigen Gemüt.

Isabel nickte. Sie wollte sprechen, aber sie war zu bewegt.

Der junge Schwermütige hatte seine Fassung wieder. „Es ist nicht schwer,“ sagte er leise, „sagen Sie das meiner Mutter.“ — — —

„Du, Mutter,“ erzählte Christel am übernächsten Tag, „Edde will und will es nicht glauben, daß die Kranken in ein anderes Gefängnis gekommen sind. Sie sagt: gestern auf dem Gefängnishof — sind sie beide erschossen.“

„Unser täglich Brot . . .“

Gnädige Frau ist stolz geworden und kennt Lene nicht mehr,“ sagte es neben Isabel Burkhard, die die Straße vom Markt her kam.

Isabel blieb stehen. Eine ärmlich gekleidete Frau sprach.

„Bist du das, Lene? Wir haben uns aber lange nicht gesehen. Und wie geht es dir?“

„Wie soll es gehen bei den bösen Zeiten?“ Lene seufzte.

„Im Sommer tue ich Feldarbeit bei den Bauern, dafür hab' ich das Essen. Aber die Kleidung! Man schämt sich auf der Straße. Hat gnädige Frau keine abgelegte Bluse, kein Kopftuch für Lene?“

„Doch, Lene, doch! Die Zeiten sind böse, wie du sagst, aber man muß sich aushelfen.“

Lene strahlte. „Ich komm vorbei.“ Und ging dankend weiter.

Isabel suchte in ihrem Hirn nach Erinnerung. Die blieb aus. „Hilf meinem Gedächtnis, Lenore,“ sagte sie zu Hause, „wer ist Lene?“

„Lene?“

„Ja. Eine Frau hat auf der Straße bekannt mit mir geredet. Sie nannte sich Lene.“

„Das kann die Köchin sein, die bei uns in Stellung war, als Vater starb. Wie sieht sie aus? Bläß? Aeltlich?“

„Es könnte stimmen. Sie will nächster Tage vorbeikommen.“ —

Beiden Schwestern kam die Erinnerung, als Lene in der Küche stand. Natürlich, das war sie! Ein frischer, freundlicher Mensch — nicht sehr leistungsfähig. Sie weinte: „Wo sind die guten alten Zeiten hin! Fehlte mir auch etwas, als ich bei Frau Morold in Stellung war? Wie eine Mutter sorgte sie für mich, die alte gnädige Frau. Kein Tag verging, da sie nicht fragte: seid ihr auch gewiß satt geworden, Lene? — Und jetzt? Es sieht aus wie betteln, jetzt bitte ich um abgelegtes Zeug.“

Abgelegtes Zeug? Wer hatte das nach vier Kriegsjahren?

Trotzdem schloß Lenore ihren Schrank auf. In Erinnerung alter Zeiten sollte Lene nicht umsonst gebeten haben.

Es fand sich eine kleine bunte Tischserviette, die gab ein prächtiges Kopfstuch. Isabel legte eine Bluse dazu.

Lene jubelte. „Ich komm wieder,“ sagte sie beim Abschied, „bald komm ich wieder. Aber dann nehm ich nichts mit fort; dann bring ich was.“

Ach, ja, es war die Zeit zum Mitbringen, man brauchte es.

Mitte Januar schlossen die Bolschewiken die Läden und führten die Waren nachts nach Rußland fort. Es gab nichts mehr zu kaufen.

Der Markt wurde nicht beschickt. Die Bauern fürchteten das wertlose Papiergeld der Bolschewiken und versteckten ihren Besitz trotz Drohungen und Strafen. Lebensmittel geliefert bekam nur, wer sich der neuen Regierung verschrieb. So war der Blick in die Zukunft mager.

„Aber wir haben ja alles im Keller,“ tröstete Christel, „soviel Kartoffeln, Lante! Und der Kohl sieht aus, als wäre er eben aus dem Kellerboden geschossen. Dann noch die Gerstengröße — das Mehl,“ das klang weniger zuversichtlich. Das Mehl ging zusehends auf die Neige.

„Wir kaufen Brot.“

„Kaufen? Wo denn, Christel?“

„Jrgendwo, Tante Lenore. Oder der liebe Gott schickt es. Lene sagt, man muß nur fest dran glauben.“ —

Lenore schnitt die Brotscheiben jeden Tag dünner. Christel sah sie erst wehmütig an, ehe sie die Zähne heißhungrig hineingrub.

Sonderbar! Wer hatte früher an Brot gedacht!

Gewiß, es gehörte zum Leben. Es stand auf dem Tisch, man aß davon. Aber daß man mit quälendem Verlangen dran denken konnte, daß nachts im Traum das Brot in langen duftenden Reihen vor einem lag und beim Erwachen das Herz seltsam leer zurückblieb — oder war es der Magen? — das hatte niemand gewußt. „Jetzt — wenn ich was wünschen dürfte,“ sagte das Kind mit hungrigen Augen, „Brot, Mutter — mehr und immer noch mehr, bis ich satt bin.“ Das Brot aber ging zu Ende.

„Morgen ist Schluß,“ sagte Lenore, „Edde hat überall nachgefragt, es gibt keins zu kaufen. Allein die Bauern auf dem Lande backen noch.“

Christel strich liebevoll mit der Hand über den Brotest.

Nachmittags war das Kind allein in der Stube, da wurde die Klingel gezogen. Christel sprang hinaus, zu öffnen. Ein Bauer mit einem Bündel im Arm stand in der Thür. „Fragen hab ich wollen, ob das Fräulein etwas hat, woraus mein Junge einen Anzug haben könnte. Wir tauschen dann.“ Der Bauer schlug ein Tuch zurück und legte daraus ein Brot auf den Tisch.

Christel verlor fast die Fassung. Da lag es, groß — fast wie ein Wagenrad.

„Gut ist es,“ lobte der Mann, „vor einer Stunde erst aus dem Ofen gezogen.“

Christel flog in die Küche. „Mutter, Tante Lenore!“ sie war rot im Gesicht, „das Brot — der liebe Gott — aber du sollst einen Anzug dafür geben.“

In der Wohnstube entwickelte sich ein Handel.

Lenore räumte Schränke und Körbe aus — suchte — verwarf. Der Bauer prüfte bedächtig.

Christel stand am Tisch neben dem Brot. Wie es duftete! Ihre Hand glitt versthohlen über den braunen Laib.

„Das da!“ Lenore und der Bauer riefen es beide, als ein Sommerkleid zum Vorschein kam, gestreift, mit weißem Matrosenkragen. „Der wird dem Jungen gefallen,“ sagte der Mann.

Der Handel wurde geschlossen. Das Kleid wanderte in das Tuch des Bauern, das Brot blieb auf dem Tisch.

Christel hob sich auf den Fußspitzen. Eine große Freude lag auf ihrem Gesicht. Plötzlich rollten Tränen über ihre Wange.

„Du weinst, Christel?“

„Nein, Tante, nein, ich bin nur froh. Ich weiß nicht, wo die Tränen herkommen. Darf ich von dem Brot was haben, jetzt gleich — solange es warm ist?“ —

Der Tag entwickelte sich weiter zum Festtag.

Es klopfte ans Fenster; das war Lenes Zeichen.

Christel holte das Mädchen in die Stube und führte es strahlend an den Tisch, „siehst du, Lene, der liebe Gott hat das Brot geschickt. Er hat gewußt, daß wir morgen keins mehr gehabt hätten.“

Lene liebte das Kind. „Er hat dir noch mehr geschickt, Christel.“ Sie knüpfte aus ihrem Tuch eine Flasche Milch, drei Eier und einen Butterball; den Dank für die geschenkten Kleidungsstücke. Die Vorräte hatte sie vom Lande gebracht. „Wenn Fräulein noch so Tücher hätte oder Zeug,“ sagte sie, „ich tausch es ein gegen Mehl, Gerstengröße oder Brot. Solange Lene auf den Füßen ist, soll Fräulein doch noch satt werden und Frau Burkhard und das Kind.“ —

Als Christel abends ihr Gebet sprach: „Unser täglich Brot gib uns heute,“ stockte sie und sagte inbrünstig: „Heute gabst du es wunderschön, lieber Gott! Vierzehn Tage sind wir satt davon. Du brauchst dich nicht um uns zu sorgen.“

„Weiter, Christel,“ mahnte Isabel Burkhard.

Aber Christel fand, das Gebet sei zu Ende. Sie hatte dem lieben Gott alles gesagt, legte den Kopf aufs Kissen und schlief ein.

Nächtlicher Überfall.

Isabel Burkhard fuhr aus dem Schlaf. Sie mußte sich besinnen, wo sie war, stand dann aber sehr plötzlich in der Wirklichkeit: Die Klingel wurde gerissen, daß ihr der Atem ausging. Sie schwang verzweifelt, aber gab keinen Ton von sich, wie ein Mensch, dem die Sprache vor Schreck versagt. Auf die Thür und die Laden trommelten rohe Fäuste; Flintenkolben klirrten drohend durch die Fensterscheiben.

Da stand auch schon Lenore mit einer Kerze, notdürftig angekleidet, schreckensbleich. „Ein Ueberfall, Isabel, eine Hausfuchung!“

Isabel trat mit den nackten Füßen in Pantoffeln. Die Hände knöpften an dem Geldgurt, den sie tags um den Leib trug, aber die Aufregung machte sie ungeschickt, sie kam nicht zurecht. Kurzerhand warf sie das Geld der Schwester zu, „da — verbirg, versteck“ — schließ dich ein, ich halt' sie erst mal auf.“ Sie drängte Lenore ins Schlafzimmer, warf einen Schlafrock über. Währenddessen steigerte sich der Lärm vor dem Hause.

Mit einem heißen Stoßgebet machte Isabel sich ans Deffnen. Die nach innen gehende Thür schlug zurück, die Räuber stemmten sich dagegen, und Isabel stand eingeklemmt in der Thüröffnung. Aber mit sprühenden Augen und dem einen blickhaft deutlichen Charakter: „aushalten, Lenore Zeit geben“, rang sie Körper an Körper gegen die zügellosen

Bolschewiken, ihren Einbruch zu verzögern. Eine kalte Furchtlosigkeit war über das tapfere Weib gekommen, eine Furchtlosigkeit, die alle Angst verschlang. „Ist das eine Art, schlafende Bürger zu schrecken,“ schalt sie keuchend.

„Hausfuchung! Waffen! Flüchtlinge!“ tobten die Roten.

Da half der Widerstand nicht länger, Isabel gab den Weg frei. Wie eine brandende Woge ergoß es sich in die leeren, nachtdunklen Zimmer.

„Licht!“ schrieen die Bolschewiken, „viel Licht!“

Isabel hob die tropfende Kerze. „Da ist Licht. Arme Leute haben keine andere Beleuchtung.“

Die vom Zugwind gejagte Flamme irrlichtete an der kahlen Wand, ließ die frechen Gesichter der Räuber vortreten, verbarg die gefährdeten Gegenstände. Der Anführer mit tückischem Gesicht fuhr auf Isabel los: „Ein Maulwerk hast du,“ bellte er bissig. „Bist du eine Deutsche?“

„Deutsch bin ich geboren — deutsch werd' ich sterben,“ sagte Isabel stolz.

„So stirb!“ Er setzte seine Waffe drohend auf ihre Brust. „Weißt du, was das ist?“

„Eine Pistole,“ sagte sie verächtlich. „Meinst du, ich fürcht mich? Drück ab auf ein wehrloses Weib.“

Der Bolschewik wick ihren kühnen Augen aus, schimpfte roh und wick beiseite. — —

Und nun standen sie vor der geschlossenen Schlafstube-
tür, polterten dagegen: „Deffnen!“

Lenore schloß auf. An ihr vorüber drang die Rote vor, erbrach Schreibtisch und Kommode, streute den Inhalt über den Fußboden, wühlte gierig dazwischen.

„So ist's recht,“ höhnte Isabel, „Flüchtlinge verstecken sich gern in der Nachtmütze.“

Die Bolschewiken lachten.

Einer entdeckte die Treppe nach oben, riß Isabel die Kerze aus der Hand. Der ganze Haufe stürmte hinauf.

Isabel sanken die Arme. Sie setzte sich zu Christel ans

Bett: „Du bist nicht bange, nein? Ein Baltenkind darf sich nicht fürchten!“

Da polterten sie die ächzenden Treppenstufen zurück.

„War die Beute gut?“ fragte Isabel, „ich fürchte, der Verdienst heut' Nacht bleibt mager.“

„Wir sind keine Räuber,“ verteidigte sich ein Bursche, „der Bolschewik wird geschickt und muß gehorchen.“

Isabel lachte bitter. „Brüderchen, ich bin nicht von heute. Die Hausfuchungen und was dabei abfällt, befiehlt der Bolschewik sich selbst. Er sollte besseres zu tun wissen, als einsame Frauen auszurauben.“

Der Soldat wand sich verlegen. „Es ist ja wahr,“ gab er zu. Dann legte er grüßend die Hand an die Mütze: „Nichts für ungut!“ und sprang auf die Straße. Die Genossen folgten lärmend.

„Es fehlte nur, daß er „auf Wiedersehen“ sagte.“ Isabel ging aus dem Hause, ohne zu merken, daß sie in Hausschuhen, im losen Schlafrock auf dem Schnee stand. Sie schloß die losgerissenen Laden.

Vom Hause gegenüber beugte sich ein alter Jude aus dem Fenster. „Ist es gnädig abgelaufen, Frau Burkhard? Gott, du Gerechter, letzte Nacht sind sie bei uns gewesen. Das Leben haben wir behalten, da müssen wir dankbar sein. — Und wann kann ich kommen, die zerbrochenen Scheiben einzusetzen?“

Die Türklinke lag abgerissen im Schnee. Isabel hob sie auf und ging ins Haus.

Lenore irrte mit flackernder Kerze durch die verwüsteten kalten Zimmer und zählte den Verlust. Alle silbernen Löffel waren geraubt, die Trauringe der verstorbenen Eltern, Fischzeug. Es ließ sich noch nicht alles übersehen. Aber das Geld hatten sie nicht gefunden.

Isabel taumelte an Christels Bett. Sie war am Ende ihrer Kraft. Im Schlafrock, wie sie war, fiel sie neben das Kind und legte den Kopf todmüde aufs Kissen.

Christel schlang ihren Arm schützend um die erschöpfte Mutter, zog zärtlich besorgt das Kissen zurecht und tröstete mit kindlich überzeugender Stimme: „Sie sind fort, die bösen Menschen — alle sind sie fort und kommen nicht wieder. Schlaf, Mütterchen — ich wach' auch bei dir.“

Lenore verstummte plötzlich in ihrem Eifer, breitete still eine Decke über die Schwester und löschte das Licht.

So tauchten Unordnung und Zerstörung im Dunkel der Nacht unter. Die aufs äußerste angespannten Nerven der gequälten Frauen suchten neue Kraft im Schlaf.

Zwangseinquartierung.

Eines Tages klingelte es. Lenore öffnete. Zwei gepuhte Dirnen standen vor der Tür.

„Sie entschuldigen,“ sagten sie geziert, „wir suchen eine Wohnung.“

„Hier gibt es keine Wohnung.“

„Nun, dann Zimmer.“ Die Mädchen schoben sich rücksichtslos herein.

„Auch keine Zimmer. Es ist ein Einfamilienhaus mit nur einer Küche.“ — — —

Zwei Tage später kamen die Abgewiesenen durch den Kücheneingang und standen in den unbewohnten Zimmern, ehe Lenore es hindern konnte. „Sehr hübsch,“ sagte die eine, „gerade was wir brauchen, Fenster nach der Straße. Die Hinterstube wie geschaffen für Vater und Mutter. Die Möbel kommen uns gut zu paß, wir haben durch den Krieg alles verloren.“

„Es ist nur eine Küche,“ wiederholte Lenore bestimmt, „nur ein Keller und nur eine Vorratskammer; deshalb vermieten wir nicht.“

„Darüber wird das Wohnungsamt entscheiden,“ sagten die Mädchen kurz abweisend. Eine Woche später saßen sie in der Wohnung.

„Nimm die Sache heiter, Lenore,“ tröstete Isabel, „ich habe den ungebetenen Miteinwohnern soeben meinen Besuch gemacht. Der Holzhacker trocknet seine feuchten Fußlappen auf unserer Mutter Spiegelt Kommode; seine alte Frau schält Kartoffeln vorsorglich auf den Teppich, damit

der Fußboden nicht leidet; der Hund krakt sich auf dem Sofa ein Lager zurecht. Schlimmer sind die Töchter, die mir erklären: Miete würden sie nicht zahlen, da das Haus nach den neuen Gesetzen ebensogut ihnen wie uns zu eigen sei."

Am empörtesten über die Zwangseinquartierung gebärdete sich Edde. „Das sind mir die Rechten,“ fauchte sie wie eine wütende Kaze, „weiß Fräulein, was die Mädchen treiben? Gewöhnliche Straßendirnen sind es! Die Alte bettelt auf dem Markt. Der Holzhacker selbst ist Bolschewik. Und denen soll ich die Straße fegen? Der Hund wenigstens kriegt einen Fußtritt, so wahr ich Edde heiße.“

Mit dem Hausfrieden war es jetzt zu Ende.

Früh morgens — Edde war beim Wassertragen — erhob sich im Hof ein Höllenlärm. Der Hund schrie gellend, Edde tobte, die Holzhackersleute schossen aus der Tür. Da stand der häßliche Köter, naß, wie eine ertrunkene Maus.

„Das Rabenvieh!“ zeterte Edde mit funkelnden Augen, „grad' vor die Füße muß es mir laufen. Da ist der Eimer mir übergeschwappt.“

Der Holzhacker blieb ihr nichts schuldig. „Eine Veddel ist sie, eine giftige,“ schalt er, „der Hund rührt keine Mücke an.“ Murrend rettete er seinen vierbeinigen Liebling in die Stube.

Edde dämpfte ihre Stimme zum Flüstern. „Hat Fräulein die Mordaugen des Alten gesehen? Ich wundere mich nicht, wenn ich eines Morgens alle mit gespaltenem Schädel finde. Das Beil hat er dazu. Und doch,“ das Weib lachte schadenfroh, „soweit es an mir liegt, sollen sie in der Herrschaftswohnung nicht froh werden. — Der Hund aber wird an mich denken.“

Leider taten es die Holzhackersleute auch.

Als Edde den andern Morgen mit ihrer Traglast Wasser in der Küche ankam, waren ihre Strümpfe pitschnaß und ihr Eimer leer. Der war kunstgerecht angebohrt. — — —

Es kam schlimmer.

Nach einigen Tagen zogen ohne weitere Anmeldung ein Milizmann mit Frau, Tochter und drei Hühnern in die Oberstube.

Abends waren sie mit ihrem Hausrat eingezogen. In der Nacht schreckten Isabel und Lenore kernengrade im Bett auf. Mit starker Stimme krächte über ihren Köpfen ein Hahn.

„Was ist das?“ fragte Christel verschlafen.

„Ein Hahn, Christel! Die Uhr können wir künftig abstellen, der Hahn kündigt die Stunden. Morgen am Tage such ich mir eine Ziege zu schaffen und halt sie in der Stube. Dann ist die Menagerie fertig.“ —

„Man gewöhnt sich dran,“ beruhigte die zur Rede gestellte Hühnerfamilie, „wir haben den Hahn neben uns auf dem Bettpfosten — und schlafen ungestört.“

Der Holzhacker war nicht so geduldig und lief aufs Wohnungsamt. Das besah sich die Gelegenheit und bestimmte, daß die Hühner in die Scheuer sollten.

„So ist's recht,“ frohlockte Ede. „Das Eierlegen sollen die Hühner in der kalten Scheuer wohl lassen. Warum bezieht man Häuser, die nicht für einen gebaut sind! Mir hat keiner solch stolzes Quartier besorgt, obwohl ich arme Witwe es gut brauchen könnte.“

In die zweite Giebelstube zog ein Soldat mit seiner Frau; ins Speisezimmer drei Soldaten. So ward das Haus randvoll.

Mit jeder Schmutzwelle, die neu hineinschlug, wurden Isabel und Lenore gleichmütiger. Es lohnte nicht, gegen den Strom zu schwimmen, besser, man ließ sich treiben. —

Jeden Morgen, wenn Lenore in die Küche trat, wußte sie sich äußerlich zur Ruhe zu zwingen. Dort um den Herd drängten sich die Hausbewohner. Es hieß geduldig warten, bis auf der Herdplatte ein Platz frei wurde.

Das Weib des Holzhackers saß vor der offenen Ofentür,

den Hund im Schoß. Sie fror immer und jammerte nach ihrer überheizten Katenstube. „Viel zu fein ist alles für unsereinen, man weiß nicht, wohin man treten soll. Und so kalt sind die Herrschaftshäuser. Ich bin es nicht gewesen, die sich hier eingedrängt hat. Es ist unrecht, der alte Gott lebt noch. Aber sagen darf ich nichts dagegen, die Töchter bestimmen alles.“

Die Frau mit den Hühnern sprach im selben Sinn. „Platz hatten wir alle, Arbeit und Essen, so viel jeder brauchte, und eine Wohnung nach unserem Geschmack. Jetzt sitzen wir zu fünft auf einem Herd, und überall fehlt es. Das Alter kommt da nicht mit.“

Die Soldatenfrau im Spitzenunterkleid hockte faul auf dem Küchentisch. „Zu langweilig ist es,“ murrte sie, „in Moskau in der Fabrik war es besser.“

Eine der Dirnen lockte sich das Haar vor einem Spiegelscherben. Die Brennschere steckte in den Kohlen.

Lenore lehnte am Küchenbord — und schwieg. Erst als die jungen frechen Weiber abzogen, fand auch sie eine freie Feuerstelle.

„Soldatenfrau nennt sich das,“ eiferte das Holzhackerweib hinter der verschwundenen Dirne her. „Wie wichtig! Früher nannte man das anders. Aber die Ehe haben die Bolschewiken abgeschafft, es läuft zusammen, was mag. Auch in der Kirche predigen sie von der Kanzel. Bloß von Gott kommt kein Wort vor.“ Plötzlich stürzten ihr die Tränen aus den alten Augen; sie streichelte Lenores Arm. „Fräulein, liebes, ich weiß wohl, wie Ihnen ums Herz ist! Von Kindesbeinen an hab' ich unter den Deutschen gelebt, es ist nicht wahr, daß sie schlecht sind. Jetzt jagt man sie aus dem Lande, aus der lieben Heimat, schlägt sie tot wie tolle Hunde, raubt ihnen den verdienten Besitz. Und Sie, Fräulein, kommen in Ihre Küche, in Ihre eigene Küche, wo Ihre Mutter vor Ihnen als Herrin schaltete — und es ist kein Platz für Sie.“

Eine Schreckensnacht.

Christel huschte als Bauernmägdelein durch die Straßen. Lene hatte dazu geraten und gesagt: „Die Bolschewiken mögen keine sauber gekleideten Leute.“

Christels Schuhe waren aus Zeugstreifen geflochten. Lenore gab ihr Umschlagetuch her. „So kannst du getrost durch die Stadt laufen, Kind, kein Hund sieht sich nach dir um.“

Christel hatte nach Salz gestanden und wollte nun heim. Auf dem Marktplatz zögerte sie. Da hielten Pferde, dampfend von weitem Ritt, und ihre Reiter waren große magere Gestalten mit Raubvogelgesichtern, weder Russen, noch Letten; sie kauderwelschten eine fremde Sprache. Doch schlich Christel näher. In den vergangenen Wochen hatte sie es gelernt, die Ohren offen zu halten, den Mund aber fest zu, als hielte sie ein Geheimnis zwischen den Lippen.

Die Reiter sollten Quartier haben, das verstand sie; erhaschte auch den Namen der Straße, und stob davon. Wie ein Windstoß fuhr sie in die Küche. „Sie kommen, sie kommen — Reiter mit Pferden — schrecklich böse Menschen — sie sollen in die Katharinenstraße, ich hab' es gehört!“

In der Küche standen Lenore, der Holzhacker und die Frau mit den Hühnern. Auf die fiel Christels Nachricht wie ein Eimer kalt Wasser. Die Frau fing an zu seufzen und zu stöhnen: „Meine Hühner, o meine Hühner!“

„Was jammerst du um die Hühner,“ schalt der Holzhacker, „denk an dein eignes Leben!“ Er hastete in die Stube, warf wie im Fieber seinen dürftigen Besitz aufs Bett und setzte sich drauf.

Lenore lief ins Wohnzimmer. „Das Silber, Isabel, ach, das Silber! Ich hab' es im Holzschuppen vergraben. Nun werden die Pferde es herausstampfen.“

Isabel rüstete sich. „Gib mir die Schlüssel, Lenore. Du im Hause, ich draußen. Wenn mir bloß die Knie nicht so zittern wollten! Was ist der Mensch für ein schwaches Gebilde! Das Herz hält aus, aber die Glieder versagen.“

Die Straße belebte sich. Reiter mit ihren Pferden füllten sie, rüttelten an den Holzpfosten, schlugen mit den Fäusten an die Fenster. Krach! Das war die altersschwache Pforte von Lenore Morolds Haus.

Isabel flog in den Garten, auf den Hof; schloß auf, was eine Tür hatte. Da war der Keller, der kam nicht in Frage. Da, die unbenutzte Hausknechtsstube. Und da — Isabel zögerte — der Holzverschlag. Unter Sägemehl und Holz versteckt schlief Lenores letzter Reichtum — das Silber.

„Das Holz ist nicht sicher,“ warnte Isabel.

„Für ein Pferd schon gut,“ radebrechte der Reiter.

Langsam zog Isabel sich zurück. Christel blieb abwartend. „Bist du nicht bange, Soldat?“ sagte sie lech, „es hat schon mal einen Hahn erschlagen.“

Der Reiter lachte.

Dafür gab das Holz Antwort. Es knisterte hörbar, fing an zu rieseln. Ein Block sprang polternd vom Stapel. Der Bolschewik konnte nur eben sein scheuendes Ross herausreißen, da brach der lose gefügte Holzstoß zusammen. Die Scheite fielen bis in den Garten.

Wie gejagt flog Christel ins Haus und drückte die Hände auf den Mund, daß er nicht jubeln sollte. „Das Silber, Tante, das Silber! Kein Bolschewik holt es jetzt vor. Das Holz hat es begraben.“

Gleich drauf drang das Reitervolk ins Haus: zu den Holzhackersleuten, zu der Frau mit den Hühnern. Der Anführer setzte sich in der Oberstube fest, aus der der Soldat ausgezogen war.

Lenore folgte ihm. Es war doch möglich, daß etwas Menschliches in ihm schlummerte, das sich wecken ließ.

„Es ist meine Stube,“ sagte sie bittend, „die Möbel, die Bücher empfehle ich Ihrem Schutz. Die Treppe hier, die in ein Kinderschlafzimmer führt, ist nicht zu benutzen.“

Ein paar eiskalte Augen sahen sie an. „Schließen Sie ab,“ antwortete er aus schmalen Lippen.

Mit schwachen Knien kehrte Lenore zurück. „Es ist hoffnungslos, Isabel,“ sagte sie, „der Mensch ist das verkörperte Böse. Mir zittert das Herz, wenn ich ihn ansehe. Und die Tür abschließen kann ich nicht, sie hat kein Schloß.“

„Wir bauen Tisch und Stühle vor,“ riet Isabel.

„Und wenn der Unhold in der Nacht durchbricht?“ . . .

„Schrei ich die Stadt wach. Nein, Lenore! Wenn wir an die Reihe kommen, will ich mutig vor die Flinten der Bolschewiken treten. Aber einem nächtlichen Meuchelmörder begegne ich mit Geschrei. Diesmal sind unsere ungebetenen Mieter unser Schutz. Die Bolschewiken morden nicht vor Zuschauern.“

Sie bauten die gebrechliche Schutzwehr. Isabel öffnete die Tür zu den Leuten. „Das Nachtlager von Granada,“ sagte sie bitter. „Sahst du das Haus unserer Eltern schon mal in solch malerischer Verfassung, Lenore?“

Wie in den ersten Tagen der Einquartierung hatten die Bolschewiken es sich bequem gemacht. Ihre Waffen, ihre Mäntel und Sättel bedeckten Tisch und Stühle. Sie selbst saßen, standen, hockten dazwischen herum. Hellobernde Späne, hinter Bilder und Türen gesteckt, gaben die Beleuchtung ab. Der Rauch warf sich kräuselnd in die Luft und hing unter der Decke. Es stank nach Leder, nassem Zeug, verbranntem Fett. Rohe Scherze mit den Straßen-

dirnen, Gelächter gellten durchs Haus. — Die verschüch-
terten Holzhackerleute drückten sich in die Ecken.

Isabel stellte sich mitten unter die Bande an den Ofen, als suchte sie die Wärme. Sie wußte, ihre Gegenwart war das letzte Bollwerk, vor dem die wilden Instinkte scheu stehen blieben. Mit kalten festen Augen sah sie auf das Bild — und sah doch ein andres. Die alten Räume waren es, die vertrauten des Vaterhauses, in dem sie stand. Hier waltete der aufrechte ernste Vater, die gütige fromme Mutter, hier spielte sich das glückliche Familienleben ab, in dessen Rahmen sie gehörte. Wie aufzuckende Blicklichter standen Erlebnisse der Vergangenheit vor ihr: Glückliche Weihnachtsabende, ihre Trauung, die goldene Hochzeit der Eltern.

Besudelt, entweiht schien ihr nun alles, voll Schmutz und Gemeinheit. — Noch rang sie nach Herrsein, aber zum ersten Mal in dieser Zeit des Grauens schien es ihr, als zerdrücke das Geschehene ihr langsam und unabwendbar die Seele.

Als die Nacht vorschritt und die Bolschewiken einer nach dem andern schnarchend in Schlaf sanken, schlich Isabel in ihr Zimmer hinüber, wo Lenore am Bett des schlummernden Kindes saß. Sie hob stumm den Arm und wies nach oben.

Ein unheimliches Geräusch drang von dort her. Das Knacken erbrochener Schlösser, das Splintern gesprengter Fächer.

Das Raubtier machte Beute im Dunkel der Nacht.

Davon erwachte Christel und hob sich mit schlafglänzenden Augen. „Hörst du, Mutter?“

Lenore nahm sie beruhigend in den Arm. Isabel setzte sich in den Lehnstuhl in der Wohnstube, verschränkte die Arme auf dem Tisch und legte das Gesicht darauf. Es war zu viel. Das konnte man Stunden ertragen. Aber Wochen!

Und konnten nicht Monate draus werden? —

Mit dem Morgen erwachte das Haus zu neuem Lärm und neuem Leid.

Der Holzhacker schlürfte auf Holzpantoffeln in die Küche und wühlte in der Asche nach Kohlen. Er hatte gewacht. Wirr hingen ihm die grauen Haare um das faltige Gesicht.

Die Alte war hustend gefolgt. Jetzt keifte sie los: „Du wolltest der Herr sein und in Herrschaftswohnungen leben. Säßen wir heute bescheiden in unserer Kate, kein fremder Soldat blickte uns ins Fenster.“

Vom Hof herein erklang Edde's Stimme. Sie stand vor der Hausknechtstube, in die die Unholde ihre Pferde gestellt hatten. Eine Menschenwohnung und nun Pferde drin! Musste nicht Gottes Blitz herabfahren, solche Uebel-täter zu treffen? Und Edde's Eimer hatten sie genommen, standen und tränkten das Vieh. Waren das Christen?

Nein! Edde wußte es längst. Sie warf ihnen das derbste Schimpfwort ihres Wortschatzes ins Gesicht: „Volschewiken!“

Unterdessen saßen die nächtlichen Ruhestörer wortkarg um ihren Suppentessel und löffelten ihr Frühstück, das alte scheltende Weib auf dem Hof belachend.

Dann sattelten sie ihre Pferde und ritten ab. —

Ein Tag, eine Nacht aus den vielen schweren der Schreckenszeit war vorüber.

Herta Rosenberg.

Herta Rosenberg war Witwe und eine der vielen, die von der Fluchtwelle erfaßt, mit ihren vier Kindern in der Stadt abgeworfen wurde. Da standen sie eines Tages, wenige Habseligkeiten in Bündeln in der Hand, und schauten nach Obdach aus. Da die Wohnungen von Flüchtenden überfüllt waren, fanden sie es in einem verlassenen Schulsaal, in dem sie sich nach Möglichkeit wohnlich einzurichten begannen. Die Kinder zogen mit einer Karre von Haus zu Haus und fuhren Hausrat an, der andren entbehrlich schien. So entstanden in dem einen Saal drei zu unterscheidende Winkel, die die Kinder wichtig als Schlafstube, Speisezimmer und Salon bezeichneten. Eine kleine Küche schloß sich daran.

Die Geflüchteten hatten damit, was ihnen vor allem nötig war: eine Wohnung, und faßten das veränderte Leben tapfer an. Herta Rosenberg verdiente durch Handarbeit, durch einen bescheidenen Mittagstisch und wurde nach dem Einzug der Bolschewiken wenig belästigt. Ein Blick in die überfüllte Stube erfaßte die hier wohnende Armut und lehnte sie ab. So wurden Herta die Kämpfe erspart, die Isabel Burkhard und ihre Schwester um ihr Haus ausfochten.

Eines Tages — die kleine Familie saß um den einstigen Schultisch beim Essen — öffnete sich die Thür, und eine schlicht gekleidete Frau erschien auf der Schwelle.

„Tante Elli!“ Ein ohrenbetäubendes Geschrei der vier Kinder, die ihre Löffel fallen ließen und sich der Ankommenden an den Hals warfen. „Von wo kommst du?“ — „Bist du auch geflüchtet?“

„Bleibst du bei uns?“

Die Fragen waren bald beantwortet. Die Tante Elli, Herta Rosenbergs Schwester, kam zu Fuß vom Lande. Ihre Stelle hatte sie durch die allgemeine Flucht verloren und hatte die Absicht, bei Rosenbergs Wohnung zu nehmen und der Schwester im Kampf ums Dasein beizustehen.

Der Jubel war groß. Die harte Zeit hatte viele arm, aber keinen geizig gemacht. Es fand sich noch ein Winkel, in dem Tante Elli ihr Lager aufschlagen konnte, ein Platz am Tisch, und die beiden Knaben hatten ihren Spaß, weil sie von einem Teller essen durften, während sie den zweiten abtraten.

Ueberhaupt schöpften die Kinder aus dem Schrecken, der ringsum Stadt und Land füllte, nur das Ungewöhnliche und daher Anziehende. Es war ihnen, als erlebten sie eines jener farbigen Räubermärchen, das sie in vergangenen Zeiten mit heißen Wangen gelesen hatten.

Bis dann der Räuber leibhaftig auch in ihre bescheiden idyllische Häuslichkeit einbrach. —

Eines Morgens — noch war es nachtdunkel — wurden die Schlafenden durch ein herrisches Pochen an der Tür geweckt.

„Ist das bei uns?“ fragte Herta traumbefangen.

„Natürlich, das ist an unserer Tür,“ rief lebhaft der älteste Knabe. „Wer klopft?“

„Deffnen!“ tönte eine barsche Männerstimme, „sofort öffnen!“

Mit unruhigen Händen entzündete Herta eine Kerze, während ihre Schwester in ihr Zeug schlüpfte. Die Kinder waren alle erwacht und hoben sich neugierig in den Betten.

Das Pochen dauerte an, wurde ungeduldig.

„Ja doch,“ rief Herta, „wir sind nur Frauen hier. Lassen Sie uns wenigstens aufstehen.“

Als sie endlich die Stubentür aufschloß, drängten drei Soldaten ins Zimmer.

Der Anblick, der sich ihnen bot, machte sie stuken. Sie sahen beim ungewissen Schein der dünnen Talgkerze das ärmliche Zimmer, die zwei erschreckt blickenden Frauen, die vier Kinderköpfe, die mit großen Augen aus dem Dunkel starrten.

Zwei der Soldaten pflanzten mit hörbarem Ruck ihre Gewehre auf. Der dritte — seiner Uniform nach ein Oberst — überschüttete Herta und ihre Schwester mit einer Flut häßlicher Schmähungen: „Also das ist das Gesindel,“ schrie er, „welches ehrlichen Soldaten das Geld aus der Tasche lockt? Scheinbare Armut und solch schändliches Gewerbe vor den Augen der eigenen Kinder?“

Herta und ihre Schwester sahen verständnislos von einem zum andern. „Ich verstehe Sie nicht,“ sprach Herta endlich abweisend, „um welches Geld handelt es sich?“

Die Ruhe der angegriffenen Frau fachte den Aerger des Obersten an. „Die Unschuldige spielen, das lob’ ich mir,“ tobte er, „welches Geld? fragt sie! Es wäre nur billig, ließe ich das ganze Gerümpel in der Stube zu oberst kehren. Da käme das Geld zum Vorschein. Aber was rede ich! Sie folgen mir beide. Vorwärts — marsch!“

Die Soldaten traten vor und legten Hand an Herta und ihre Schwester.

Ein Schrei aus vier Kinderkehlen.

Aus dem Schatten der spärlich erleuchteten Stube sprang es, kletterte es, warf sich auf Herta Rosenberg, sie umflammernd, sie schützend, sie zurückreisend.

„Mutter! Mutter!“ schrie es angstvoll, von Sekunde zu Sekunde gellender.

Die Soldaten ließen die Hände von der Frau.

Sogar der Oberst schwieg. Hatte er Kinder irgendwo

in einer fernen Heimat? Dachte er an seine eigene Kindheit?

„Ich bin Witwe,“ sagte Herta bewegt, „die Kinder haben nur mich.“

Der Oberst machte kehrt. „Die Andre geht mit,“ warf er seinen Untergebenen über die Schulter zu mit einer Handbewegung auf Tante Elli. „Und Sie“, schrie er Herta erneut an, „Sie melden sich heute um zehn Uhr bei der Militärbehörde. Ich will doch sehen, ob ich Ihnen das Handwerk nicht legen werde.“

Herta Rosenberg schob die Kinder zurück und lief zu ihrer Schwester. „Um Gotteswillen, Elli, so kannst du nicht ins Gefängnis. Hast du Stiefel an? Nimm wenigstens eine Decke.“ In fieberhafter Hast raffte sie ein Tuch von einem der Betten und hüllte die wie betäubt Dastehende hinein. „Holt Brot, Kinder!“ befahl sie. Die Kleinen huschten von einem Winkel in den andern, trugen Eßbares zu und steckten es der Tante zu.

Die Soldaten drängten ungeduldig zur Tür, durch die der Oberst verschwunden war. In der anhebenden Morgendämmerung tappten sie die Treppe hinab, das gefangene Mädchen in der Mitte führend.

Herta Rosenberg stürzte ans Fenster, riß es auf und lehnte sich weit hinaus. Da kamen sie durch den Hof, die Rohlinge, gewannen die Straße und schritten sie hinunter. Die Schwester hastete klein zwischen ihnen. Wohin schleppten sie die Unglückliche? Was taten sie ihr an? „Elli!“ rief sie in ausbrechendem Schmerz, „arme Elli!“ und brach in Tränen aus.

Die Kinder zogen sie zurück und umringten sie schmeichelnd. Herta überwand ihre Schwäche. Tränen konnten der Schwester nicht helfen. Die Tat mußte es tun. Sie hieß die Kinder sich anziehen. Selbst brachte sie die Stube in Ordnung, kochte den Kindern eine Suppe. Um neun Uhr packte sie für sich und die Schwester das notwendige

Zeug und Mundvorrat in den Beutel und machte sich auf den Weg.

Sie ging zuerst zu Lenore Morold und legte ihr die Kinder ans Herz. „Heutzutage weiß niemand, der aus dem Hause geht, ob er es wieder betritt,“ sagte sie, „für heute sind sie versorgt. Tritt das Schlimmste ein, so schick sie zu meiner Schwester aufs Land.“

„Verlaß dich auf uns,“ sprach Lenore, „deine Kinder sollen nicht verlassen sein.“

Herta begab sich nun zuerst in die Regierungskanzlei. Hier, wo alle Fäden zusammenliefen, hoffte sie Licht in die räthelhafte Sache zu bringen. Nach langem Warten kam sie zu Wort. Ein Beamter, den sie als Straßenjunge gekannt hatte, hörte ihren Bericht an. Er wußte nichts von der nächtlichen Verhaftung. Sie täte am besten, sich auf der Militärbehörde Auskunft zu holen, die befände sich in der Kaserne.

Auf der Militärbehörde ging es Herta nicht besser. Sie wurde von Zimmer zu Zimmer geschickt, niemand wußte etwas von ihrer Angelegenheit.

„Aber mein Gott“, rief sie fast heftig, „ich habe nicht geträumt. Meine Schwester ist gefangen fortgeführt, ich selbst bin auf zehn Uhr bestellt. Jemand muß darüber Bescheid wissen.“

Die Beamten zuckten die Achseln.

Während des Gesprächs war ein Kommen und Gehen. Hertas Auge erfaßte plötzlich eine Gestalt, die ihr bekannt schien. Sie suchte das Gesicht. „Das ist er,“ rief sie wie befreit, „es ist der Oberst, der mich herbestellt hat,“ und sie trat auf ihn zu.

Seine Stirn verfinsterte sich. „Sind Sie da?“ herrschte er sie an. Und zu den Soldaten: „Das ist die Frau, die mit ihrer Schwester eine Spielhölle für Militär unterhalten hat. Einige Gerupfte haben sie schließlich angegeben.“

Herta traute ihren Ohren nicht. „Eine Spielhölle?“ fragte sie fassungslos, „ich?“

Der Oberst faßte in seine Tasche und zog einen Brief hervor. „Leugnen Sie nicht! Ein anonymes Schreiben . . . zwei Schwestern . . . in der Burgstraße.“

„Und wir wohnen Schloßstraße,“ unterbrach Herta. Jetzt, wo sie Licht sah, wuchs ihr der Mut. „Es wird in der Stadt auch andere Schwesternpaare geben als mich und meine arme Schwester.“

Der Oberst telephonierte nach verschiedenen Seiten, sprach mit feinen Untergebenen. „Es stimmt mit der Burgstraße,“ sagte er endlich zu Herta, „Burgstraße — Schloßstraße, das kann zu Verwechslungen führen.“ Die Sache war für ihn erledigt.

„Und meine Schwester?“ fragte Herta empört.

„Ich werde für sie einen Entlassungsschein ausstellen, den weisen Sie im Gefängnis vor,“ war der Bescheid.

In Herta Rosenberg kochte es, als sie durch die menschenarmen Straßen dem Gefängnis vor der Stadt zuelte. Eine Verwechslung, hatte der Bolschewik kühl gesagt. Für das unschuldige Schwesternpaar bedeutete das einen Todes schreck — Gefängnis — Ungerechtigkeit. Man war ein Spielball in den Händen der Willkür.

Im Gefängnis erwartete Herta Enttäuschung: Elli war nicht da.

„Nicht da? Aber sie ist heute früh eingeliefert,“ versicherte sie bestürzt.

„Nicht hier, gute Dame,“ sagte der alte Schließer gutmütig. Die Notwendigkeit hatte ihn zum Bolschewiken gemacht. Heimlich unterstützte er die unterdrückte Partei, versorgte die Gefangenen mit zugetragener Speise, mit Briefen und gab ihnen Freiheiten, soweit die Vorsicht es erlaubte. „Es wird das Untersuchungsgefängnis sein,“

unterrichtete er Herta, „oder das Militärgefängnis. An Gefängnissen hat die Freiheitsregierung Überfluß.“

Herta Rosenberg machte sich unverzüglich auf den Weg. Sie durchforschte mit ihrem Entlassungsschein alle bekannten Gefängnisse der Stadt. Ihre Unruhe wuchs — ihr Mut sank. Es war Abend, als sie, zu Tode erschöpft, bei ihren Kindern anlangte.

Sie hatte ihre Schwester nicht gefunden.

Vor dem Tribunal.

Das Leben in der Stadt war so gut wie ausgestorben. Selten verirrte sich ein Bauernschlitten bis auf den Markt. Herrschten die Bolschewiken doch wie in der Stadt, so auf dem Lande, erließen willkürliche Befehle, deren Ausführung sie erzwangen, und warfen die Widerstrebenden zu Hunderten ins Gefängnis.

Jede Woche tagte das Gericht. Auf das kleinste Vergehen folgte die Todesstrafe. Die Liste der Verurteilten wurde veröffentlicht und das Urteil in jeder Sonntagsnacht vollstreckt. Die geknechtete Stadt hörte aus ihren Fenstern die Flintensalven, die ihre Kinder hinrafften. Die Bodensenkung, die zur Hinrichtung ausersehen war, erhielt im Volksmund den Namen: Todestal.

Isabel Burkhard's Nerven fingen an zu versagen.

„Es riecht nach Blut, Lenore,“ sagte sie, „die erzwungene Tatenlosigkeit, die tote Stille in der Stube gegenüber dem Schrecken draußen zerbrechen mich. Ich sehe Gesichter, grinsende Fratzen. Nacht für Nacht warte ich auf die Häfcher und sehne sie herbei, weil das Warten unerträglich ist. Nur in der Gefahr selbst springt etwas in mir furchtlos in die Schranke. Ist die Spannung vorüber, fällt der Mut in sich zusammen, macht einer hilflosen Ohnmacht Platz.“

Lenore, die die Kriegszeit abgehärtet hatte, war ruhiger. Sie hatte Gedanken für das tägliche Leben. Sie allein trieb keine Maskerade auf der Straße wie sonst alle

Deutschen. „Man kennt mich,“ sagte sie, „ob ich nun den Hut oder das Kopftuch trage. Ich habe keine Ursache, mich zu verstecken.“ Offen ging sie zu ihren Bekannten.

Isabel verzehrte sich zu Hause vor Sorgen. „Du wirst von der Straße weggeholt werden.“

„Warum bloß?“

„Ohne Grund, wie die andern alle.“

„So muß es eben sein. Mein Beutel fürs Gefängnis ist längst gepackt. So lange ich aber frei bin, will ich meinen Spaziergang haben. Man genießt die Luft, den Raum, die Weite, wenn man sich sagen muß: morgen vielleicht bist du gefangen, liegst mit andern Unglücklichen in einem ecklen, lichtlosen Loch, um es nur für den letzten Gang zu verlassen.“

„Und wohin gehst du Tag für Tag?“

„An der russischen Kirche vorbei auf die Landstraße.“

„Um Gottes willen, Lenore, es ist der Weg durchs Todestal. Da braucht nur einer den Verdacht zu äußern, daß du es bist, der die Gräber der Gemordeten schmückt, und du teilst ihr Schicksal.“

„Du bist erregt, Isabel. Daß ich durchs Todestal ging, wußte ich nicht. Ich werde künftig in der Stadt bleiben.“

Von Herta Rosenbergs nächtlichem Erlebnis sprachen die Schwestern voll Teilnahme. „Ich will vorgehen, mich nach ihren weiteren Forschungen zu erkundigen. Die Vermisste muß gefunden werden, sie kann nicht vom Erdboden verschwunden sein,“ sagte Isabel.

„Sollte sie erschossen sein?“ mutmaßte Lenore, „was ist heutzutage nicht möglich.“

„Nicht so plötzlich. Einen Schein des Rechtes hüllen die Bolschewiken gern um ihre Verbrechen.“

Sie machte sich mit Christel auf den Weg.

Bei Rosenbergs herrschte Jubel. Vor einer Stunde war Tante Elli nach Hause zurückgekehrt. Man hatte sie in einem abgelegenen, eiskalten Arrestlokal eingeschlossen

und vergessen. Zwei Tage brachte sie zwischen nackten Wänden auf dem schmutzstarrenden Fußboden zu. Der gutherzige Schließer labte sie heimlich mit Tee. Durch Hertas unermüdlche Bemühungen wurde sie endlich entdeckt und befreit.

„Kann ich euch eine Besorgung abnehmen?“ fragte Isabel beim Fortgehen.

„Nur, wenn du bei der alten Doktorin Heerwig vorbeikommst. Wir beziehen unsere Milch gemeinsam. In der Aufregung der letzten Tage hat sie keine bekommen.“

„Gern. Es ist kein Umweg. Christel trägt die Milchkanne.“ So ging Isabel fort, stieg bei der alten Dame die Küchentreppe hinauf und klopfte.

Schneller, als sie denken konnte, flog die Thür auf, und Isabel sah sich von Soldaten umringt.

Da war sie wieder, die Furchtlosigkeit, die angesichts der Gefahr in ihr auffsprang. Voller Ruhe nahm sie Christel die Kanne ab. „Hier! Ich bringe die bestellte Milch für die alte Dame.“

„Sie haben sie sprechen wollen?“ warf ein Soldat ein.

„Nein, nur die Kanne abgeben.“

„Ich habe Befehl, jeden, der hier verkehrt, aufs Tribunal zu führen.“

„Meinen Verkehr,“ betonte Isabel, „pflege ich nicht über die Küchenstiege.“

„Sie haben mir zu folgen,“ brach der Mann kurz ab.

„Wenn es sein muß —“ Isabel Burkhard faßte Christel an der Hand und ging den Weg zum Tribunal. Sie ging mitten auf der Straße; der begleitende Soldat hielt sich auf dem Bürgersteig. „Also so ist eine Verhaftung,“ dachte sie fast gleichmütig. Je näher sie aber dem elterlichen Hause kam, desto quälender gestaltete sich der Gedanke an die Schwester. „Wenn bloß Lenore nicht am Fenster steht und mich in der Gewalt der Häfcher sieht. Arme Lenore!“

Sie drückte krampfhaft Christels Händchen und wich von der Straße in den Schatten der Häuser.

Und nun — gerade wie sie unter Lenores Fenster vorüber schlich, trat die Schwester selbst aus der Tür in Hut und Handschuhen, unverkennbar die deutsche Dame.

Sie stuzte nur einen Augenblick — und schritt neben der Schwester, als müßte es so sein. „Was ist geschehen, Isabel?“

„Mit den Gefangenen darf nicht gesprochen werden,“ mahnte der begleitende Bolschewik.

„Ein Mißverständnis,“ sagte Isabel vernehmlich. Die verhängnisvolle Kanne mit Milch trug sie noch in der Hand.

Am Ende der Straße lag das Tribunal. Ursprünglich eine freundliche Villa inmitten eines Blumengartens, war sie von den Bolschewiken zum Blutgericht entweiht: „Die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung hinter euch!“

Seitdem war es menschenleer um sie geworden. Angstlich mied jeder den Weg, den so viele Unschuldige gegangen waren, um einem qualvollen Tod überliefert zu werden. Nur aus den vergitterten Fenstern des Kellers blickten blasse Gesichter. Der Keller diente als Untersuchungsgefängnis.

Vor dem Eingang hielt Lenore sich zurück. Isabel, mit dem Kinde an der Hand, verschwand in dem düster drohenden Gebäude.

Das Verhör setzte alsbald ein. Geschäftsmäßig fielen die Fragen, klangen fast harmlos. Doch schienen sie Isabel wie lauter Fuhangeln, darin der unvorsichtige Fuß sich fangen sollte.

„Sie wollten Frau Dr. Heerwig auffuchen?“

„Nein.“

„Sie sind bekannt mit ihr?“ —

„Nein!“

„Mit ihren Kindern?“

„Nein!“

„Das Leugnen hat wenig Zweck, da das Komplott bereits aufgedeckt ist.“

„Das freut mich.“

„Es freut Sie?“

„Ja, wenn das Komplott aufgedeckt ist, so wissen Sie, daß ich nichts damit zu tun habe.“

Das Verhör dauerte volle zwei Stunden. Isabel erlahmte nicht. Und wie eine treue kleine Schildwache hielt das Kind neben ihr aus, die Augen groß auf den Richter geheftet.

„Sie nennen mich Frau Burker,“ unterbrach Isabel das Verhör, „ich bitte, meinen Namen nicht zu entstellen. Ich heiße Burkhard.“

Die darauf folgenden Fragen brachten eine Namenverwechslung zu Tage. Während der deutschen Besetzung hatte ein Gutsbesitzer Burker von sich reden gemacht. Die Bolschewiken hielten Isabel für seine Frau.

Das Verhör entspannte sich. Die Schraube, die so viele Unglückliche zu Tode gewürgt hatte, lockerte sich. „Die Genossin kann gehen,“ lautete der Endbefehl.

Isabel behielt die Fassung. „Darf ich meinerseits einige Fragen stellen?“

„Fragen Sie.“

„Mich beschäftigt der Kommunismus, den Sie vertreten. Ich sehe nicht klar. Aus menschlichen Gründen fordert er Gleichheit, absolute Gerechtigkeit — folgere ich richtig?“

„Durchaus,“ sagte der Bolschewik lauernd.

„Förderung des Allgemeinwohls, gesteigerte Liebestätigkeit“ — fuhr Isabel, sich erwärmend, fort.

„Sehr wohl.“

„So ist es jedenfalls eine Verleumdung, daß man verbreitet, die Kommunisten füllten die Gefängnisse, verurteilten nicht nur zum Tode, sondern vollstreckten das Urteil in erbarmungslosester Weise?“

Die Augen des Bolschewiken wurden unsicher. „Leider sind das Härten, die jeder Uebergang mit sich bringt.“

„Ich danke für die Auskunft. Vielleicht gefällt mir der Kommunismus nach dem Uebergang besser.“ Isabel verließ das Tribunal.

Draußen vor der Pforte wartete Lenore. Die Schwestern schlugen schweigend den Weg nach Hause ein. Jetzt, wo die Gefahr vorüber war, verließ Isabel die Kraft; ihre Knie zitterten, kalter Schweiß bedeckte die Stirn.

In der kleinen Wohnung angelangt, faßte Isabel bewegt die Hand der Schwester. „Und du hast die ganze Zeit auf den Ausgang der Verhandlung gewartet?“

„Ich war inzwischen zu Hause, die wenigen Habseligkeiten für uns im Gefängnis zu holen,“ sagte Lenore schlicht, „du hast doch nicht geglaubt, daß ich dich allein gehen ließe, Isabel?“

Eine unglückliche Familie.

Was war bei Heerwigs vorgegangen? Gerüchte flogen und festigten sich. Bald war die ganze Stadt von dem Unglück unterrichtet, das auf das Haus gefallen war.

Die Doktorin Heerwig, eine Frau hoch in den Siebzigern, bewohnte mit ihren beiden Kindern ein geräumiges Haus am Anfang der Stadt.

Als vor dem Einzug der Bolschewiken die Frage der Flucht an sie herantrat, wies sie sie ab. „Dieses Haus, diese Stadt haben mich alt werden sehen, hier will ich sterben,“ sagte sie. „Warum wollt ihr mich in der Fremde begraben?“

Ihre Kinder drängten sie nicht, sie beschloffen, bei der Mutter auszuhalten.

Als die erste Bolschewikenflut auch das Heerwigsche Haus überschwemmte, zogen sich die Bewohner in den äußersten Winkel zurück. Der Sohn Eduard, ein Mann in den Vierzigern, war von Natur bedächtig, doch hatte der Zusammenbruch aller Hoffnungen auf ein deutsches Livland, das Zurücksinken in barbarische Verhältnisse ihn in einen Zustand der Reizbarkeit versetzt, der Mutter und Schwester mit Besorgnis erfüllte. Nach Möglichkeit schafften sie ihm ein zurückgezogenes Leben. Er trat nie in Tätigkeit, wenn das Haus, wenn die ungebetenen Hausgenossen es verlangten. Das tat die Tochter Lisbet von selbstsicherer Art.

Sie kannte keine Furcht. „Ich glaube, sie sind zu ängstlich,“ sagte sie bei Lenore Morold, „mein Gott, wir sind Frauen, was sollte uns geschehen? Ich persönlich lebe ganz mein gewohntes Leben, verzichte weder auf meine Spaziergänge, noch auf Besuch. Allein mein Bruder hält sich zurück, was in der Ordnung ist, da die Männer gefährdet sind. Meine Mutter und ich sprechen unter uns sehr frei und schelten tüchtig auf die Bolschewiken.“

Die Heerwigsche Familie pflegte lebhaftere Beziehungen nach dem Lande hin, wo nahe Verwandte begütert gewesen waren. Von dort aus wurden sie mit Vorräten versorgt, so daß die Not, die in der Stadt herrschte, bei ihnen nicht anklopfte. Sie zählten zu den Wenigen, die noch ein Dienstmädchen hielten. Christine war auf dem Lande Lisbets Spielgefährtin gewesen, nannte sie bei Namen und war in dieser Zeit viel wert. Mit resoluter Sicherheit trat sie den Bolschewiken entgegen, tat ihnen Gefälligkeiten, wo es ratsam schien, und wies ihrer Begehrlichkeit die Grenzen.

So war das Heerwigsche Haus bisher eines von denen, an dem die Grausamkeit der Zeit vorübergegangen war.

Eines Tages nun — Lisbet war nicht zu Hause, die Doktorin Heerwig besprach im Wohnzimmer mit Christine den bescheidenen Küchenzettel — hörte Eduard, wie die Küchentür vorsichtig geöffnet wurde.

Er trat aus seinem Zimmer und fragte, wer da sei.

In der Küche standen zwei Männer in Zivil, aber unschwer als Bolschewiken zu erkennen.

„Sie wünschen?“ fragte Eduard Heerwig kurz. Die Galle trat ihm ins Blut, sobald er „die Bande“, wie er sie nannte, zu Gesicht bekam.

„Wir wollen den Genossen Alfred Heerwig sprechen,“ sagte einer der Männer kriechend.

„Alfred Heerwig? Dieses Namens wohnt hier niemand.“

Etwas wie Hohn huschte über das Gesicht des Sprechers. „Wir sind der Meinung, mit Alfred Heerwig zu sprechen,“ sagte er.

Eduard zuckte auf — faßte sich aber, um die Aufmerksamkeit der Mutter nicht auf die sich abspielende Szene zu lenken. „Ich sage Ihnen, daß hier kein Alfred Heerwig wohnt. Ich heiße Eduard.“

„Wäre es Ihnen möglich, sich auszuweisen?“ fragte der Eindringling lauernd.

„Freilich! Ich führe meine Papiere bei mir.“ Heerwig faßte in seine Tasche.

Der Mann hob abwehrend seine Hand. „Wir sind nicht befugt, Einsicht zu nehmen, würden Sie aber bitten, uns zu folgen. Offenbar liegt eine Verwechslung vor, die Sie an Hand Ihrer Papiere leicht zurechtstellen werden.“

Eduard Heerwig zögerte. Etwas riß ihn zurück: geh' nicht! Andererseits konnte die Verwechslung eher verhängnisvoll werden. Alfred Heerwig war sein Vetter, der den Deutschen bereitwillig Dienste geleistet hatte.

„Ich komme!“ sagte er kurz, nahm Hut und Mantel, und ohne seiner Mutter „Lebwohl“ zu sagen, um ihr Aufregung zu ersparen, schritt er hastig die Treppe hinab. Die beiden Männer folgten ihm auf dem Fuß. Christine, die in dem Augenblick in die Küche trat, sah sie verschwinden. „Eduard!“ rief sie erschreckt. Aber die Tür schloß sich. Der Gerufene eilte durch den Hof, so beschäftigt mit seinen Gedanken, daß er die Soldaten an der Pforte nicht bemerkte. Er schreckte erst in die Wirklichkeit zurück, als sie ihn in die Mitte nahmen. „Also doch eine Verhaftung!“ schoß es durch sein Hirn.

Fast laufend legte er den Weg zum Tribunal zurück. Das Gebäude nahm ihn auf. Er kannte es als Schauplatz fröhlicher Geselligkeit. „Wie verschmukt,“ dachte er voll Ekel. Und stand vor seinen Richtern. Die Häsher,

die ihn weggelockt hatten, waren verschwunden. Nur die Soldaten standen hinter ihm.

„Alfred Heerwig, nicht wahr?“ redete der Richter ihn an.

„Ich bin es nicht,“ rief Eduard fast heftig, „meinen eigenen Namen sollte ich kennen.“ Wieder griff er nach seinen Papieren. Der Richter winkte ab. „Später.“ Und verwickelte ihn in eines jener Verhöre, wie sie sich täglich auf dem Tribunal abspielten.

Vergebens rang Eduard Heerwig um seine Fassung; er verlor sie mehr und mehr. Wie ein Nebel legte es sich vor seine Augen. Stand er Stunden im Verhör oder Tage?

„Sie bekennen also, der Alfred Heerwig zu sein, der im Herbst des vorigen Jahres dem Feinde Spionendienste geleistet hat?“ fiel die Schlussfrage.

Auf Eduard wirkte sie wie ein Schlag. Er griff mit beiden Händen nach seinem Hals, als schnürte ihn eine Schlinge rettungslos zusammen. „Unmensch!“ schrie er mit ersticker Stimme und warf sich über den Tisch hin, seinem Peiniger entgegen.

Ein Schuß fiel in seinem Rücken.

Lautlos brach Eduard Heerwig zusammen. — —

In der Meinung, daß der Gefangene geschossen habe, hatten sich der Richter und sein Schreiber in höchstem Schreck mit ihren Stühlen nach rückwärts geworfen.

Die Soldaten standen verblüfft.

Der die Waffe so unerwartet geführt hatte, zitterte.

„Warum hast du geschossen?“ fuhr der Richter ihn an. Er faßte Eduard Heerwigs herabhängende Hand.

Die andern traten zu und hoben den Gemordeten.

„Fort, schnell fort mit dem Körper!“ befahl der Richter, „es ist eine dumme Geschichte.“ Und zu dem Soldaten: „Warum schossest du, Tölpel?“

Dem Mörder schlotterten die Glieder. „Er ging auf euch los, Genosse.“

„Das kostet mich die Stelle,“ knirschte der Richter, „der Gefangene war ohne Waffen und im Verhör.“

Sie trugen den leblosen Körper in eine Kammer und legten ihn auf schnell zusammengeschobene Stühle. Der Schreiber leerte ihm die Taschen. „Hier die Papiere,“ sagte er leise und las: „Eduard Heerwig. Also doch.“

„Hinaus mit euch!“ schrie der Richter die Soldaten an. Zu zweien blieben sie zurück, berieten in kurz hingeworfenen Sätzen ihr Verhalten: „Er war schuldig, natürlich. — Die Papiere vernichten wir. — Und ging mit dem Messer auf uns los. — Aus Notwehr fiel der Schuß. Das den Vorgesetzten gegenüber.“

„Und wenn die Verwandten nach dem Toten forschen?“ Eine schwüle Pause entstand. Die Augen der Bösewichter flohen einander.

„Ehe sie dazu kommen, handeln wir,“ sagte flüsternd der eine. „Bei Heerwigs gehen viele ein und aus. Ein Komplott — verbreiten wir. Ich schreibe den Befehl zur Hausfuchung aus.“

„Und dieser?“ Der Schreiber wies auf den Toten, dessen gebrochene Augen zur Decke blickten.

„Wird sofort eingescharrt. Er kann einen Sarg haben. Durch eigene Schuld verunglückt.“ Sie verließen den Schauplatz ihrer Untat, um sich der nächsten zu widmen. —

Unterdessen wartete das Heerwig'sche Haus in Sorge auf Eduard.

Die Mutter hatte sein Verschwinden anfangs nicht bemerkt, Christine ihre Besorgnis nicht geäußert. Das Unglück trat zu Tage, als Lisbet in höchster Aufregung ins Haus stürzte: „Um Gottes willen, Mutter, was ist geschehen?“

„Geschehen?“ Die Doktorin sah die Tochter verständnislos an, „es ist nichts geschehen.“

„Wo ist Eduard?“ fragte Lisbet.

„Eduard hat sein Zimmer nicht verlassen.“ Während sie redeten, betraten sie Eduards Stube. Sie war leer. Lisbets Herz stand in kaltem Schreck still.

„Wo ist Eduard, Christine?“ fragte die Mutter noch immer ahnungslos.

Christine hatte das Gesicht in den Händen verborgen und antwortete nicht.

„So ist also wahr, was mir auf der Straße erzählt wurde,“ rief Lisbet, „Eduard ist, von Soldaten begleitet, aufs Tribunal gegangen.“

Die Mutter sah wortlos die beiden verstörten Frauen an. „Fortgegangen?“ sagte sie mit dünner, wie gesprungener Stimme, „das ist ja nicht möglich. Eduard nimmt immer Abschied von mir, wenn er fortgeht.“

Lisbet durchforschte das Zimmer des Bruders. Seine Papiere fehlten. Doch hatte er weder Geld noch sonst etwas mitgenommen. „Eduard allein bei den Bolschewiken ist mir ein unerträglicher Gedanke,“ sagte sie energisch, „ich gehe ihn suchen.“ Sie verließ das Haus. Dem Tribunal zu lenkte sie ihre Schritte. — —

Stunde um Stunde verrann, weder Lisbet noch Eduard kehrten zurück. Ruhelos ging die Mutter von Stube zu Stube, sah durchs Fenster auf die Straße, horchte an der Tür. „Warum kommen sie nicht, Christine?“ fragte sie kopfschüttelnd. Und sich selbst beruhigend: „es ist doch keine Gefahr? Eduard ist so vorsichtig gewesen, er hat sich auf der Straße nicht gezeigt. Du weißt es, Christine. Wenigstens sollte Lisbet kommen, wenn sie den Bruder nicht findet.“

Da — Schritte auf der Treppe. Die Klingel schrillte nachhallend.

„Endlich!“ rief die Doktorin befreit, gewiß, sie kommen beide.“

Christine öffnete vorsichtig. Eine Freundin von Lisbet

war gekommen, auf die Gerüchte hin, die die Stadt durchflogen.

Die Doktorin begrüßte sie freudig. „Wie gut, daß Sie kommen, Fräulein Bluhm. Ich bin ratlos. Hat Christine Ihnen gesagt, was hier geschehen ist? Ja? Ich bin in Sorge um die Kinder.“

Fräulein Bluhm beruhigte die alte Dame. Nachher hatte sie ein geheimes Gespräch mit Christine. Die Gerüchte ließen das Schlimmste befürchten. Man sprach von einer geheimnisvollen Beerdigung. Eduard Heerwigs Name wurde dazu genannt. Lisbet hatte man ins Tribunal hineingehen sehen. Heraus war sie nicht mehr gekommen.

Christine rang die Hände. „Meine arme Frau Heerwig! Meine arme, liebe Frau!“

Sie horchten plötzlich beide auf. Das stille Haus schien lebendig zu werden. Von allen Seiten kam der Lärm, füllte den Hof, drang die Treppen empor.

„Haussuchung!“ schrie Christine. Da waren die Zimmer schon überflutet. Eine Haussuchung rohester Art spielte sich ab: Möbel wurden gerückt, zerrissen, zerbrochen; Schreibtische klappten offen, ihres Inhalts beraubt. Was brauchbar schien, verschwand in den Taschen der Räuber.

Die Doktorin stand wie gelähmt, sah von einem zum andern, wollte sprechen, fragen, aber schluckte nur. Sie setzte sich. Die Arme hingen ihr kraftlos herab.

Fräulein Bluhm stellte sich schützend neben sie.

„Wer sind Sie?“ herrschte einer der Leitenden sie an.

Fräulein Bluhm nannte ihren Namen.

„Auch am Komplott beteiligt? Wie? Auf- und abgelaufen, Botschaft getragen, spioniert gegen die Regierung?“ schrie er sie an.

„Keins von allem,“ sagte sie tapfer, „man hat der alten Dame ihre Kinder genommen; ich stehe ihr bei!“

„Schweigen Sie!“ klang sein Befehl, „Sie folgen mir!“

und zu Christine: „Die Genossin ist Gefangene in ihrem Hause. Kein Mensch hat Zutritt. Kein Brief, keine Botschaft darf herein oder hinaus. Zwei Posten werden darüber wachen.“

Die Bolschemiken verließen das Haus. Fräulein Bluhm folgte totenbläß.

Christine schloß die Türen und ging weinend in die Wohnstube, wo die unglückliche Mutter noch immer regungslos saß. Ihr Gesicht war von Entsetzen verzerrt. Sie bewegte die Lippen. Mühsam erhaschte Christine die Worte: „Bist du es, Christine? Gutes Mädchen, geh bloß fort, sonst holen sie dich!“

In überströmendem Mitleid nahm Christine ihre gebrochene Herrin in die Arme, strich tröstend über die armen fliegenden Hände, das zitternde Haupt der Greisin. „Ich bleib da,“ sagte sie schluchzend, „ich geh nicht fort.“

Die Schwergetroffene ließ es geschehen, suchte nach Worten und fand sie endlich. „Ich habe verstanden, Christine. Ich habe nur noch dich. Meine Kinder, meine guten Kinder habe ich verloren.“

Unter die „Grünen“.

Auch über dem Lande zuckte die Geißel der Bolschewiken. Eine Tagereise von der Stadt entfernt, lag das Gut Gravenen, im Besitz der Familie von Heitmann. Herr von Heitmann und seine junge Frau gehörten zu den Wenigen, die der allgemeinen Flucht nicht gefolgt waren. Sie gaben nur ihren vierjährigen Knaben den Großeltern nach Deutschland mit. Dafür schloß sich ihnen die Schwester der Frau von Heitmann, Herma, an. Die drei kühnen jungen Menschen beschloßen, auf der Scholle auszuhalten. „Man muß der Gefahr ein furchtloses Gesicht zeigen,“ sagte Herr von Heitmann, „dann schreckt sie zurück.“ Seine Frau Ellinor pflichtete ihm bei.

Emsig richteten sie alles zum Empfang der Feinde her, vergruben Wertvolles, versteckten Waffen und Vorräte.

Die Leute in Haus und Hof standen ihnen zur Seite, denn Heitmanns waren als gerechte, freigebige Herren allbeliebt.

Aber Katte, eine jener alten weiblichen Diensthöten, wie sie sich in Livland in fast jeder Familie vorfinden, schüttelte den grauen Kopf. Sie hatte Ellinor und Herma als Kinder auf den Armen getragen und war bei der Geburt von Ellinors Knaben nach Gravenen gekommen, ihr Pflegeamt im Alter nochmal aufzunehmen.

Als das Kind mit den Großeltern fortging, drängte sie die Eltern, ihm zu folgen. „Die Zeiten sind böse,“ sprach

sie in der fast prophetischen Sprache der alten Letten, „warum macht man ein Kind elternlos? Gravenen wird auch nach den Bolschewiken stehen. Stein und Erde können sie nicht hinter den Sattel schnallen. Aber der Mensch ist zum Wild geworden, auf das gejagt wird.“

Heitmanns beruhigten die Alte. „Wir sind jung und kräftig, Katte, und können manchem Puff begegnen. Daß uns kein Leid geschieht, dazu bist du da.“

Seitdem unterdrückte Katte ihre Warnungen, aber ihr finster verschlossenes Gesicht gab Zeugnis, daß sie sie in sich trug.

Das Weihnachtsfest begingen die drei jungen Menschen ungestört und mit gewohnter Innigkeit.

Auch der Januar verging, ohne daß die Stille des Hofes irgendwie unterbrochen worden wäre. Das Leben spielte sich wie auf einsamer Insel ab. Verlassen lagen ringsumher die Höfe. Nur aus den Städten fielen grausige Nachrichten wie Stossvögel in das friedliche Nest.

So war es Mitte Februar geworden.

Ellinor und Herma hatten einen Gang in das verschneite Land unternommen und standen, in seinen Anblick versunken, auf einem Hügel still. Hinter ihnen, im Thal, von Bäumen versteckt, lag das Gutshaus; vor ihnen breiteten sich in ungebrochenem Frieden Wälder, Gehöfte und schneeblühende Flächen aus. Die Landstraße lief, sich windend, hindurch.

Plötzlich wies Herma vorwärts. „Was ist das dort am Waldbesäum?“ Eine Bewegung in der allgemeinen Starrheit fesselte das Auge.

Ellinor Heitmann blickte angestrengt hinüber. Ihr Gesicht verlor den sorglosen Ausdruck. „Reiter!“ sagte sie gedehnt. Und weiter, hastig: „Kehren wir um, Herma, es sind die Bolschewiken.“

Wie gesagt erreichten sie den Hof, und keine Viertelstunde nach ihnen hielten wohl dreißig wilde Gesellen vor

dem Hause. „Nun lebt wohl, Friede, Sauberkeit und Ordnung,“ murmelte Katte, vom Fenster aus die Ankömmlinge musternd.

Heitmanns empfingen die Bolschewiken als lebenswürdige Wirte und versorgten Mann und Rosß mit allem Nötigen.

Die Leute ließen es sich gefallen, behielten aber ihr heimtückisches Wesen. Katte, die sich als eifrige Wirtin mitten unter sie mischte, um ihre Absichten zu erkennen, fing manche Drohung auf. „Er spielt den Herrn, der Genosse Heitmann,“ höhnten sie, „er wird umlernen müssen. Wir sind die Herren von Stadt und Land.“

Als abends die Fremdlinge auf ihren Lagern schnarchten und Heitmanns sich allein fanden, waren ihre Hoffnungen auf einen guten Ausgang des Bolschewikeneinfalls geschwunden. Vor allem schwebte Herr von Heitmann in Gefahr. Er mußte fort.

Wohin? Ringsum lag Schnee und Eis.

Aber er verzagte nicht. Ungesäumt ging er an die Ausführung einer schnellen Flucht, damit der Morgen und die einsetzende Verfolgung ihn bereits im sicheren Versteck fanden.

Kurz und bewegt war der Abschied des glücklichen jungen Ehepaares. „Sorg dich nicht, ich gehe bekannte Wege. Ich weiß, wo ich nicht vergebens anklopfe; ich weiß mir Gefährten. Merk auf: das Wohnstubenfenster sei mein Leitstern. Droht Gefahr, so laß es dunkel. Sonst stelle Licht hinein. Ich komme wieder.“

Fieberhaft packten Herma und Katte für den Flüchtenden. Die Alte war beredt geworden, gab Ratschläge, wies Wege.

Dann schob sich lautlos das Fenster zurück. Heitmann schwang sich hinaus, gewann den Garten.

Mit schmerzhaften Sinnen lauschten die Frauen. Ihre Wangen brannten, ob der Nachtwind sie eisig anhauchte.

„Er kann aus dem Hof sein.“ „Jetzt ist er im Walde,“
fielen flüsternd ihre Reden.

Das Fenster schloß sich. Still und dunkel lag der Hof.

Der Morgen weckte die Bolschewiken. Sie besorgten
ihre Pferde, fanden sich zum Essen.

Immer wieder suchten ihre Blicke unheil drohend die Thür,
hinter welcher der Gutsbesitzer gestern verschwunden war.
Sie blieb verschlossen. Niemand zeigte sich. Katte allein
führte das Regiment unter dem Gesinde, ließ kochen und
braten, ging geschäftig ab und zu.

„Sie schlafen lange, die herrschaftlichen Genossen,“
hohnlachte endlich der Führer der Truppe, ein verschlagener
Kalmück, „es ist nicht fein, die Gäste allein zu lassen.“

„Er ist krank, der Herr!“ sagte Katte betont, „die Frau
pflegt ihn.“ Eifersüchtig bewachte sie die Thür, hinter welcher
Ellinor und Herma saßen. Je länger sich die Flucht Heit-
manns verbergen ließ, desto größer die Hoffnung auf ein
Gelingen.

Lungernd fingen die Bolschewiken an, Ställe und
Scheunen zu durchstreifen. Ein schamloses Rauben be-
gann. Pferde wurden aus ihrem Stand gezogen, mit Korn
beladen. Die Vorratskammer leerte sich. Gierig ge-
worden, brachen sie in den Keller, brandschatzten das Haus.

Nun war kein Halten mehr. Katte stellte sich schützend
neben ihre Herrin, da schoben sie sich zur Thür hinein. „Die
Genossin langweilt sich ohne den kranken Mann,“ scherzte
kriechend der Führer, „wir werden sie unterhalten.“

Ellinor Heitmann schob ihre junge Schwester hinter sich
und trat furchtlos vor.

Frechheit und Feigheit wechselten auf dem Gesicht des
Buben.

„Es ist kein Kranker da,“ meldete einer, der in die
Schlafstube vorge drungen war, „das Zimmer ist leer.“

„Mein Mann ist fort,“ sagte Frau von Heitmann mit

fester Stimme. „Er war nicht Gefangener, wer durfte es ihm wehren?“

Die Bolschewiken blickten auf ihren Führer. Der hatte ein verzerrtes Gesicht. „Also fort,“ sagte er zischend, „vielleicht zum Arzt, da er krank war? Und wo wohnt denn der Arzt? Wir sind fremd in der Gegend. Einige wichtige Worte hatten wir mit dem Genossen Heitmann zu sprechen. Wenn die Frau den Weg nicht weiß, — es gibt Mittel, sie zum Reden zu zwingen.“

Ellinor Heitmanns Gesicht überflog eine Lohc edlen, sprühenden Zornes. Sie trat dem Burschen furchtlos dicht vor die Augen. „Und wenn ihr mir das Fleisch mit glühenden Zangen von den Gliedern reißt, kein Wort zwingt ihr mir von den Lippen.“

Katte faßte die Herrin am Arm und riß sie wie ein Kind beiseite. Sie selbst ergriff das Wort: „Mordbuben sind die Bolschewiken,“ schrie sie mit hoher, gellender Stimme, „nicht Befreier, wie sie gern glauben machen. Das Land soll es hören und die Regierung in der Stadt.“

Der Bolschewik schreckte feig zurück. „Warum gleich so harte Worte? Der Bolschewik scherzt auch mal. Ist der Genosse Heitmann fort — so sei er fort. Wir halten uns an die Anwesenden. Wir brechen auf!“ wandte er sich an die Soldaten, „die Genossin Heitmann kommt als Gefangene mit. Die Regierung in der Stadt wird entscheiden, wer die Gewalt im Lande hat, die Barone oder der Bolschewik.“

So war Ellinor Heitmann Gefangene.

Vergebens setzte Katte ihre ganze Ueberzeugungskraft in Tätigkeit: bat, flehte, drohte, fluchte. Herma bot sich an Stelle der Schwester an. An dem Führer prallte alles ab. Das einzige, was sich erreichen ließ, war, daß Ellinor von ihrem eigenen Kutscher zur Stadt gefahren werden durfte, anstatt neben den Reitern herzulaufer, wie die Bolschewiken es mit ihren Gefangenen machten. Sie war von jetzt

an keinen Augenblick allein. Sogar nachts lagerte ein Soldat sich in der Stube. Da aber die beiden Schwestern ein Lager teilten, empfing Herma alle Weisungen für ihr künftiges Verhalten. Sie sollte Gravenen unter keinen Umständen verlassen, solange Heitmann sich dahin zurückfand, ihn mit allem versorgen und ihn abhalten, sich der Frau wegen den Bolschewiken zu stellen.

In der Frühe des nächsten Tages zogen die Bolschewiken mit ihrer Beute ab. Die Leute drängten sich abschiednehmend um den Schlitten. Herma hing schluchzend am Halse der Schwester. Katte selbst hatte den Schlitten voll Bettzeug und Lebensmittel gepackt und stand scheinbar ungerührt dabei.

„Auf Wiedersehen!“ rief Ellinor.

Die Zurückbleibenden standen und sahen ihr nach.

„Sie kommt nicht wieder,“ murmelte Katte in sich gekehrt und ging ins Haus an ihr Tagewerk.

Das Leben setzte an der Stelle ein, wo es roh unterbrochen war. Gravenen blieb von weiteren Überfällen verschont.

Nacht für Nacht leuchtete ein einsames Licht aus dem Fenster in das Land hinaus, wartete Katte auf ihren Herrn. Warum verzog er? Hatten Frost und Schnee ihm ein Ende gebracht? Oder streifende Bolschewiken?

Sobald Katte an die Verhafteten dachte, verlor sie ihre Fassung. „Teufel!“ stieß sie hervor und ballte die knochige Faust, „Henkersknechte!“

Endlich, eines Abends — es war eine Woche vergangen seit Ellinors Verschleppung — klopfte es vorsichtig ans Fenster. Katte öffnete mit unsicherer Hand, und Heitmann stieg ins Zimmer. Er kam anders, als er ging. Am Körper hatte er einen jener kurzen Schafspelze, wie sie das Landvolk im Winter trägt. Die Fellhaube ließ nur die Augen frei. Beine und Füße waren fest mit Fellstreifen umwickelt.

„Du bist es, Katte? Das ist gut, daß du die Herrin schlafen läßt. Sind die Räuber fort?“

„Sie sind fort,“ sagte Katte einsilbig und half ihrem Herrn aus dem Pelz.

„Der echte Nordpolfahrer, Katte, nicht? Aber es hält warm. Mir ist das Glück auf der Flucht treu gewesen. Jede Nacht schlief ich unter Dach und fand Speise. Genossen habe ich, du glaubst es nicht, wie viele. Die „Grünen“ heißt man uns, die Bewohner des Waldes. Jetzt aber sorg für einen heißen Grog, Katte, ein Bad, für frische Wäsche. Ich bleibe die Nacht da. Ist meine Frau noch nicht wach geworden?“ schloß er horchend.

Katte schwieg.

Heitmann sah die Alte forschend an. „Du bist so bewegungslos, Katte, was hast du?“ Und in ausbrechendem Schrecken: „Es ist doch nichts Schlimmes geschehen? Wo ist meine Frau?“

Katte faltete zwei zitternde Hände. Große Tränen rollten über ihre gefurchte Wange. „Sie — haben — sie — fortgeschleppt — die Teufel!“ sprach sie klanglos.

Heitmann packte die alte Frau an der Schulter. Er wußte nicht, wie hart er es tat. „Nein!“ keuchte er, „sag nein, Katte! Ellinor fortgeschleppt? Und du hast es gelitten?“

In den vergangenen Tagen hatte Katte keine Träne gefunden. Jetzt zerbrach sie. „Mein armes Kindchen,“ klagte sie. „Wer bettet sie abends?“

Durch das Sprechen geweckt, kam Herma dazu.

Die Frauen suchten gemeinsam, den gebrochenen Mann aufzurichten. Er verging sich in Selbstanklagen, rang in bewußter Ohnmacht die Hände. „Aber ich will sie retten, ich muß sie retten,“ rief er, „wer sagt mir bloß, wie.“

Die ganze Nacht saßen die Drei beisammen und entwarfen Pläne. Herma sollte unverzüglich zur Stadt fahren, Verbindungen anknüpfen, Wege ins Gefängnis

suchen und Ellinor versorgen. Katte hütete Haus und Hof. Heitmann übernahm es, Genossen zu werben, sie zu entflammen, den Kampf gegen die Bolschewiken aufzunehmen.

Gegen Morgen verließ er das Haus, ein Flüchtling auf eigenem Grund und Boden. Er kam noch öfters, um Nachrichten von Ellinor zu holen. Gegen Ende April sahen Katte und Herma ihn zum letzten Mal. „Laßt das Licht beiseite,“ sagte er, ich gehe aus der Gegend. Meine Spuren habe ich verwischt und lebe unter lettischem Namen.“

Seitdem kam keine Kunde mehr. Herr von Heitmann blieb verschollen.

Wehe den Besiegten.

Das Land dampfte von Blut.
Es war, als hielte eine eiserne Faust es gepackt und drückte zu. Zwischen den kralligen Fingern quoll es rot und tropfte zu Boden.

Das Volk fieberte. Wirre Träume gebar sein Hirn. Es sah die Geister der Gemordeten nachts durch die Straßen schreiten, notdürftig bekleidet, so wie die Bolschewiken sie stundenlang im Schnee stehen ließen, das eigene Grab in die gefrorene Erde zu hacken. Vom Todestal kamen sie herauf und sangen den Choral, den sie auf den Lippen trugen, als man sie mordete.

Allmorgendlich waren ihre Gräber mit Tannengrün geschmückt. Wohl drohten die Bolschewiken mit den schärfsten Strafen und streuten eigenhändig den Schmuck in alle vier Winde. Vergebens. Die aufgehende Sonne beleuchtete die regellos gewölbten Hügel, die ein tapferes Herz, eine liebevolle Hand nächtlicher Weise mit den dunklen Zweigen des Waldes besteckt hatte.

Liebe ist stärker, auch als der drohende Tod. —

Trotz der eisigen Winterkälte mehrten sich die „Grünen“, die Flüchtlinge in den Wäldern. Bauernsöhne waren es, die sich dem erzwungenen Dienst der Bolschewiken entzogen. Nachts bargen sie sich in versteckten Waldscheunen, in Höhlen. Die Gehöfte versorgten sie mit Nahrung, Waffen, Nachrichten. Die Regierung hatte mit ihnen zu rechnen.

Und mit den „Weißen“.

Von Estland her schob sich eine bolschewikenfeindliche Front heran. An stillen Tagen, wenn die Luft den Schall weit trug, drang ferner Kanonendonner herüber, fast wie ein Grollen nur. Und doch lauschten die Gequälten, Bedrängten mit klopfenden Herzen auf diese Stimme der Befreiung. — —

Eines Tages, als Lenore in die Küche trat, stand eine Frau, gekleidet wie eine Bäuerin, vor ihr. Lenore sah sie fragend an.

Die Frau lächelte.

„Frieda!“ rief Lenore, sie erkennend, „komm herein, schnell.“ Sie zog die Bäuerin in die Stube. Isabel lief herzu.

Es war eine Verwandte von Morolds, auf dem Lande zu Hause, von der Flucht nach Riga geführt. Jetzt war sie zu Fuß herübergekommen, um Nachrichten zu geben und zu holen, Nachrichten, wie sie die Deutschen einer Bolschewikenpost nicht anzuvertrauen wagten.

Atemlos lauschten Lenore und Isabel.

In Riga ging es schreckensvoll her. Blieb doch die Masse der Geflüchteten, als die Deutschen abzogen, schutzlos der Rache der Bolschewiken ausgeliefert.

„Sprich, Frieda, sprich!“ drängten die Schwestern, „wo ist Wilhelm, unser Bruder?“

„Seit Wochen in einem Krankenhaus versteckt. Mit ihm andere Gefährdete. Die deutschen Ärzte und das Pflegepersonal sind mit im Bunde.“

„Und dein alter Vater?“

„Zu gezwungene Gartenarbeit. Doch genießt er die Freiheit. Andere werden täglich wie Lasttiere eingespannt, mit der Peitsche durch die Straßen getrieben, müssen die schimpflichsten Arbeiten tun. Und die Gefängnisse sind überfüllt. Greise, Frauen, Kinder schmachten in entsetz-

lichen Löchern, leiden Hunger, werden zu Hunderten erschossen.“

„Und die baltische Landeswehr?“

„Steht in Kurland. Von ihr hoffen wir die Befreiung.“

„Ach, Frieda, werden wir jemals frei sein?!“

„Der Umschwung muß kommen. Das lettische Volk hat den Bolschewismus mit Sehnsucht erwartet und nach herber Enttäuschung abgewiesen. Bloß — zu lang wird mir das Warten. Der Weg von Riga hierher ist ein Probegang. Besteh ich ihn, so mache ich mich auf, gekleidet wie ich eben bin, von Gehöft zu Gehöft, immer tiefer nach Kurland hinein, immer näher der Front.“

„Es ist gefährlich, Frieda.“

„Ist es unser tägliches Leben nicht? Lieber der Gefahr auf den Leib rücken, als von ihr zertreten zu werden.“ — — Friedas Besuch wirkte wie ein frischer Windzug. Also es gab noch eine Welt außer dem eintönigen Schrecken der Stadt, eine Welt, die unsagbar litt, die heldenhaft kämpfte und das Hoffen nicht aufgab.

Einige Tage später erwachten Lenore und Isabel gegen Morgen davon, daß in der Straße Schüsse fielen, eilige Schritte vorüberhasteten.

Es ging etwas vor.

Die Schwestern erhoben sich geräuschlos. Nach der Straße zu versperrten die Läden den Ausblick. Im dämmerblaffen Garten aber bewegten sich Gestalten, schlichen unschlüssig vor und wieder zurück.

Als Lenore spähend vor die Küchentür trat und wieder hereinkam, folgten ihr lautlos drei Frauen. Isabel erkannte erschüttert Lisbet Heerwig, Fräulein Bluhm und Ellinor Heitmann. Alle drei kamen aus dem Gefängnis.

Dorthin war mit dem anbrechenden Morgen vom Walde herauf eine Schar „Grüner“, unter Führung Herrn von Heitmanns, gekommen. Sie hatten die Gefängnismauer überklettert, den Schließer bedroht und die Tore geöffnet.

In überströmendem Jubel hatte Heitmann seine junge Frau in die Arme geschlossen und war mit den Waffenbrüdern davongeeilt, die rote Regierung zu stürzen.

Von den so plötzlich befreiten Gefangenen waren zuerst die Männer zu Entschlüssen gekommen und eilends dem Walde zu entkommen.

Aber die Frauen? Von der Haft entkräftet, ohne warmes Zeug und Schuhwerk wäre Flucht — Wahnsinn gewesen. Sie mußten sich allein auf das Gelingen des tollkühnen Unternehmens stützen. Mit tausend Seilen zog es sie in die Stadt, wo hinter bekannten Fenstern ihre Lieben schliefen.

Sollten sie klopfen, sich zu erkennen geben?

Die Sehnsucht brannte. Einmal wieder Aug' in Auge sich schauen, sich in die Arme schließen, das Elend erduldeteter Wochen an treuem Herzen zu vergessen.

Aber brachten sie ihren Lieben nicht Bande und Tod?

Sie entsagten standhaft, schlichen still in den offenen Moroldschen Garten, um das Ergebnis des Aufstandes abzuwarten.

Lenore nötigte die Unglücklichen zum Sitzen. Sie wehrten ab. „Wir sind voll Ungeziefer.“ Und fuhren doch streichelnd über Lehnstuhl und Tischdecke. „Wie schön, nach ecken Gefängnislöchern eine richtige Stube.“

Sie waren so lange rechtlos gewesen, beschimpft, gequält, daß sie sich nicht so rasch in ihre Welt zurückfanden.

Die Hausbewohner regten sich. Um sie abzulenken, ging Isabel hinüber. Die Straßendirnen hatten neugierig das Fenster geöffnet und angelten Nachrichten. „Die Grünen sind ins Stadthaus gelaufen,“ erzählten sie, „achtmal ist auf den Oberst geschossen — er ist unverletzt. Wenn das nicht Teufelswerk ist! Die rote Garde hat sich zurückgehalten, hat hinter Fensterladen gelauert, ob er gelingt, der Putsch. Jetzt kriechen sie hervor und laufen auf den Markt. — Es ist aus.“

Ja, es war aus. Das mit Todesmut begonnene Unternehmen zur Befreiung vieler war mißlungen.

Die Bolschewiken, von denen die meisten beim ersten Angriff geflohen waren, sammelten sich und faßten die entglittenen Zügel mit derber Faust.

Bergrämte, enttäuschte Gestalten huschten wie Schatten durch die Straßen — Gefangene, die ins Gefängnis zurückschlichen.

Die Grünen zerstoben ungesehen, als hätte die Erde sie verschluckt. Ueber die unglückliche Stadt hin aber wuchtete die Rache. Die Bolschewiken schleppten Schuldige und Unschuldige vors Tribunal. Die Fäden des Putsches entwirrten sich.

Auch Isabel und Lenore warteten auf die Häfcher.

Als es gegen Mittag klopfte, erhoben sich beide Schwestern: „Herein!“

Ein Offizier erschien auf der Schwelle. „In der Stadt ist es unruhig gewesen,“ sagte er geschäftsmäßig, „ich muß das Haus nach Geflüchteten durchsuchen.“

„Zun Sie Ihre Pflicht,“ sagte Lenore herb.

Er ging fast zerstreut durch die Zimmer und verschwand.

„Das war auch einer, der den Putsch hinter dem Fensterladen abgewartet hat,“ sagte Isabel. — —

Während dieser aufregenden Stunden lag unbeachtet in einer Seitenstraße ein todtwunder Mann. Auf dem Wege zum Stadthaus hatte eine verirrte Kugel ihn getroffen. Er regte sich nicht, er gab keinen Laut von sich. Man hielt ihn für tot. Es war der einzige gefallene „Grüne“.

Die brennenden Qualen von Körper und Seele nahmen ihm seine Kraft. Er schrie nach Wasser.

„Schrei immerzu, verräterischer Hund,“ schalt ein entmenschetes Weib.

Andre hoben den Wunden auf und trugen ihn ins

Krankenhaus. Dort verlangte er dringend nach dem deutschen Arzt, dem er sich anvertraute.

Der hier einsam an seiner Todeswunde Verblutete war Herr von Heitmann, das Haupt der Verschwörung. Seine Papiere trugen einen andern Namen.

Er starb unerkannt, während die Kerkermauern sich aufs neue um sein junges Weib schlossen.

Wehe den Besiegten!

Der Flüchtling.

Der erste Schimmer des anbrechenden Tages schob sich über das schlummernde Land. Die schneelosen Ebenen gewannen Farbe; die Wälder tauchten als dunkle Masse aus der Nacht. Da regte es sich im Gestrüpp, hoch über der grau dahinlaufenden Landstraße. Ein Kopf lugte vor; die Gestalt hob sich; eine schlanke Mannesgestalt. Verwacht blickten die abgezehrten Züge, die Augen flackerten wie im Fieber. Sein Zeug hing abgetragen an seinem Körper, als trüge er es Tag und Nacht. Seine Blicke verfolgten die Straße, wie sie der Stadt zuellte, deren Kirchturm spitz in den hell und heller werdenden Himmel ragte. „Wo ist es nun besser,“ murmelte er tonlos, „im Gefängnis oder in der Freiheit? Dort gab es wenigstens Obdach und Speise. Hier! Mein Gott, ich muß rettungslos verhungern!“ Er setzte sich an den Abhang, als verließen ihn die Kräfte.

Paul Helland hatte sich vor dem Einzug der Roten nach Riga geflüchtet, in der Hoffnung, ihrer Beobachtung in der großen Stadt zu entgehen, und lebte anfangs unbehindert. Aber nicht unbeachtet. Es erging an ihn die Aufforderung, seine Heimatstadt aufzusuchen und seine Kenntnisse als Bankbeamter in den Dienst der kommunistischen Regierung zu stellen.

Helland zögerte.

Man warnte. Man riet zu.

Es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als dem Befehl zu folgen.

Ein scharfes Verhör empfing den Heimkehrenden. Warum die Flucht? Hatte er Dinge zu verbergen? Ein Gericht zu fürchten?

Noch ehe er Zeit gefunden hatte, sich mit seinen Bekannten zu verständigen, saß er schon im Gefängnis, schmachtete Woche auf Woche darin, ohne Hoffnung auf Befreiung.

Die Befreiung hatten vor zwei Morgen die Grünen gebracht. Halb betäubt stand Helland mit seinen Leidensgenossen auf der StraÙe. Die ganze Aufregung eines gewaltsamen Umschwungs zitterte in ihnen allen. Schon stoben die ersten über die Felder, dem Walde zu. Fast unbewußt lief Helland mit.

Nach dem Schmachten in den Löchern des Gefängnisses war ein Schrei nach Luft, nach Bewegung in dem Jüngling. Der Wald mit seinem Tannenduft nahm ihn auf. Jauchzend brach es aus der Brust: Du bist frei!

Als er in den Tiefen des Waldes bewußt zu sich kam, fand er sich allein. Die Gefährten waren nach allen Richtungen zerstoßen.

Die Überlegung kam ihm. Die Landbewohner kannten Weg und Steg, fanden in jedem Gehöft Schutz und Unterstützung. Er hätte sich den andern Flüchtlingen anschließen sollen.

Er selbst war fremd. Wo sollte er Speise finden, Deckung gegen die Frühlingskälte?

Aber der Umsturz in der Stadt mußte gelingen. Gewiß, die Befreiung war jetzt schon allgemein. Es galt nur, abzuwarten, nach dem Zeichen auszuschaun, das die siegreichen Grünen geben wollten, nach der weißen Fahne hoch am Kirchturm.

Vergebens lugten die Flüchtlinge aus ihren Schlupfwinkeln nach ihr aus. Sie erschien nicht.

Dafür setzte die Jagd ein, die Jagd auf Menschen.

Tönend sausten die Autos Tag und Nacht durch das Land, streiften die Soldaten wie Hunde über Tal und Hügel, das flüchtige Wild zu greifen, vor den Richter zu schleppen, erbarmungslos abzuschlachten.

Auch Helland war von neuem geflohen, gehezt, von Gefahr umlauert. Die Nachtkälte schüttelte ihn; der Hunger fraß seine Kraft. Langsam versickerte der Mut, erstarb die Hoffnung. Dumpf schlichen die Gedanken durch das erschöpfte Hirn: sich aufzugeben — sich den Bluthunden zu stellen — zu sterben. —

Der Flüchtling zuckte aus seiner zusammengebrochenen Stellung auf.

Der Tag war angebrochen. Von strahlender Frühlingssonne beleuchtet, glänzte wie ein Stern der Kirchturmknauf, schimmerte die bereifte Straße. Und darauf — noch fern — aber deutlich erkennbar, bewegte sich ein dunkler Punkt — wuchs: das Auto der Häfcher!

Die Gefahr verschlang Todesgedanken und Entmutigung. Helland hatte sich instinktiv in das Gebüsch zurückgeworfen, kroch am Boden, stand auf den Füßen. In jagender Hast floh er dem Dickicht zu.

Wie bald nimmt der Mensch, wenn er zum gehezten Wild wird, dessen Eigenschaften an: seine List, seine Gewandtheit. Wie der Hirsch setzte der Flüchtling über Wurzeln und Stämme, schlich wie der Tiger, wand sich wie die Schlange und fiel ins Moos, schmiegte sich wie das aufgeschreckte Rebhuhn zu Tode ermattet an den Waldboden.

Für den Augenblick war er sicher. Stille umgab ihn. Nur das gedämpfte Rauschen der Kiefernkronen traf sein Ohr.

Aber horch! War das nicht der Schritt eines Menschen? Schleichend kam es durchs Unterholz — hielt an — näherte sich. Schon bewegten sich die blattlosen Ästen der Erlen, in denen verborgen Helland lag.

„Springst du dem Feind an die Gurgel?“ fragte sich der Erschöpfte.

Die Zweige teilten sich. Ein Mann stand dazwischen, so verwildert in der Kleidung wie Helland auch. Wortlos tauchten ihre Blicke ineinander.

„Sie sind aus dem Gefängnis,“ sagte der Fremde in lettischer Sprache, „ich sah Sie bei der Befreiung. Aber warum halten Sie sich allein?“

„Ich kenn mich nicht aus in der Gegend,“ erwiderte Helland schwach. „Die Roten sind wieder unterwegs.“

Der Lette lachte. „Bis in unsere Schlupfwinkel trauen sie sich nicht. Wir Grünen haben auch Waffen. Ist Ihnen das Brot ausgegangen?“

„Seit Tagen aß ich keinen Bissen.“

Der Fremde setzte sich gutmütig zu dem Liegenden. „Es ist nicht viel, was ich habe. Heute nacht hole ich Vorrat von zu Hause,“ erzählte er, „aber an Brot und einem Schluck Brantwein können Sie sich stärken.“

Helland verschlang heißhungrig die Nahrung.

„Und nun führ ich Sie in unser Waldquartier. Es ist kein Palast, aber immerhin besser als der freie Wald.“

Helland folgte dem Gefährten wie neugeboren.

Es ging ohne Weg durch den Wald, dann tief absteigend in eine Schlucht. Wasser bligte auf. Sie waren am steilen Ufer des Abflusses. Bald zeigte sich der Eingang in eine jener Höhlen, die das Sandsteinufer des Flusses zerklüfteten. „Treten Sie ein,“ sagte der Lette, „es sind mehr von uns zur Stelle. Tags über halten wir uns hier still und suchen nachts ein Heim auf. Vor allem holen wir Lebensmittel. Heute abend können Sie mich begleiten.“

Es war eine geräumige Höhle, die sich auftrat. Den feuchten Boden deckten Stroh und Felle. Die Überreste eines Feuers glimmten. Mehrere Männer saßen untätig dabei.

„Er ist aus dem Gefängnis,“ war die Vorstellung, die

Helland zu teil wurde. „Wir leben alle ohne Namen auf willkürliche Bezeichnungen hin,“ erklärte der Lette, „so können wir im Fall einer Gefangennahme nichts aussagen. Da Sie Deutscher sind, können Sie „der Weiße“ heißen.“

Helland wurde gespeist und getränkt und erzählte, was er wußte. Nun, wo die Spannung der Gefahr von ihm genommen war, trat die Erschöpfung zu Tage. Die Kameraden schütteten ihm ein Lager, auf dem er in todähnlichen Schlaf sank.

Als er erwachte, war es Abend. Das Feuer brannte mit heller Flamme. „Es ist Zeit aufzubrechen,“ sagte sein Freund, der allein noch in der Höhle war, „die andern sind alle schon unterwegs.“

Helland folgte bereitwillig.

Sie kletterten die Schlucht empor in den Wald und fanden bald gebahnten Weg. Der Wald lichtete sich. Häuser tauchten auf. „Ich gehe vor, den Hund einzusperren,“ sagte der Lette, „er möchte Lärm schlagen.“

Er verschwand von Hellands Seite.

Nach einer Weile tauchte er wieder aus der Nacht. „Es ist sicher,“ sagte er, „der Knecht mit dem Hunde wacht an der Landstraße. Kommen Sie, die Kohlsuppe soll uns schmecken.“

Helland war es wie im Traum, als er in der niedrigen Bauernstube stand. Die Wirtin, eine Frau von kräftigem Körperbau, mit verschlossenen Zügen, begrüßte ihn mit einem Kopfnicken.

Während die Flüchtlinge sich auf das Essen warfen, das auf dem Tisch bereit stand, erzählte die Frau mit halbblauer Stimme, was sie erkundet hatte.

„Es ist ungut in der Stadt nach dem verunglückten Putsch. — Zwei haben die Bolschewiken gefoltert — der eine hat gegen die Kameraden ausgesagt. — Beide sind sie verschwunden. — Aber so eßt doch, es ist noch mehr da. — Man sagt, sie wären lebendig begraben.“

„Und die Gefangenen, die Frauen, die mit uns freikamen?“ rief Helland lebhaft.

„Die sind freiwillig zurückgekehrt. Als die Roten nach dem niedergeworfenen Putsch nach dem Gefängnis stürzten, saßen sie bei offenen Türen, jeder an seinem Platz. Sie haben deshalb keine Strafe gehabt. Nur die Schließer hat man gewechselt.“ Die Frau sprach nach Art der Letten ohne sichtbare Erregung.

Die beiden Männer hatten sich gesättigt. Die Frau trug die Reste des Mahls beiseite. Da schlug plötzlich ein Hund an.

Das Bild änderte sich im Augenblick.

„Sie kommen!“ rief die Frau in höchster Aufregung, „hinauf auf den Boden, ins Gebälk!“

Der Letzte sprang der Tür zu, die aus der Wohnstube zu den Ställen führte. Der Raum, der sowohl das Vieh des Bauern wie seinen Vorrat an Heu beherbergte, hatte einen vorspringenden Bodenraum, darüber das Gebälk des Dachstuhls. Der Mann kletterte die Leiter empor, schwang sich an den Streckbalken hoch, Helland folgte stumm. Bald lagen sie unbeweglich unter dem Dach, grau wie das Holzwerk, von tiefer Nacht gedeckt.

Unterdessen war es vor dem Hause lebendig geworden.

Ein Auto lärmte und warf seine forschenden Augen über den Wald hin. Die Insassen polterten an der Haustür. Die Wirtin, eine Lampe in der Hand, öffnete. „Gnädiger Gott, was soll der Lärm?“ Um sie hatte sich alles gesammelt, was bisher in Kammer und Stall geschlafen hatte: Dienstmädchen, Hütebuben, Knechte.

Die Soldaten drängten ins Haus, durchforschten jeden Winkel, leuchteten mit der Lampe in den Backofen. Der Stall wurde untersucht, das Heu. „Wo ist die Leiter auf den Boden,“ fragte ein Bolschewik, „im Gebälk können gut ein Schock Grüner sitzen.“

„Grün bist du selbst,“ zürnte die Wirtin, „die Leiter ist in der Räucherammer.“

In der Räucherammer machten die nächtlichen Ruhe-
störer reiche Beute und vergaßen das weitere Spüren.
Beladen mit geraubten Speckseiten bestiegen sie das Auto
und setzten ihre Fahrt fort.

Als die Stille der Nacht wieder auf Wald und Hof lag
und das Gesindel sich verzogen hatte, holte die Wirtin die
Flüchtlinge aus dem Versteck. Sie streckten sich auf die
breiten Betten und schliessen den ausgestandenen Schreck
aus. Die Frau saß wachsam dabei.

Bald nach Mitternacht packten sie, was sie an Vorräten
bedurften, und machten sich auf den Weg in ihr Versteck.

In der Höhle fanden sie noch keinen vor, entfachten ein
warmes Feuer, kamen ins Gespräch.

„Es ist meine Mutter, bei der wir waren,“ erzählte der
junge Lette, „den Vater erschlug mir ein Baum beim
Fällen. Nun hält die Einsame den Hof für mich. Ich,
ihr einziger Sohn, gelte für verschollen, sonst ließen die
Bolschewiken ihr keine Ruh. Es ist keine Freude, im Wald
zu leben wie der Dachs in seinem Bau. Der Putzsch ist
mißlungen, ja. — Aber wir gehen wieder vor — bald.
Das Land muß wieder frei werden von der Blutherrschaft.“

Der erste Mai.

Der Frühling kam. Ein Frühling, wie Livland ihn selten sieht. Schon Ende April, sonst reich an Schnee und Schlofen, spannte sich der Himmel ständig blau über der Erde. Die trug Blüten, als wollte sie damit das Entsetzen bedecken.

Bei Morolds klopfte es ans Fenster. Es war Lene. Das Frühlingswetter hatte sie zur Arbeit aufs Land getrieben. Sobald sie aber in die Stadt kam, fand sie sich in alter Treue ein, ihre Dienste anzubieten. In dem großen Umschlagetuch, das ihren Oberkörper deckte und den lettischen Frauen den Mantel ersetzt, trug sie Lenores Fischzeug, ihre Zeller und Tassen fort und brachte Tauschwaren: Mehl, Milch, Kartoffeln.

In letzter Zeit war Lenes Besuch selten geworden.

„Ich arbeite jetzt bei der Wegeverbesserung,“ erzählte sie, „acht Uhr früh gehen wir hinaus und arbeiten maßvoll. Der Aufseher ist ein Stadtschüler, der das Faulsein für keinen Fehler hält. Oft sitzen wir am Graben und schwätzen. Man sagt, daß die Stadt zum ersten Mai geschmückt werden soll. Das Grün zum Kranzbinden werden die Arbeitslosen im Walde pflücken.“

„Gibt es denn Arbeitslose?“ fragte Lenore verständnislos.

Lene zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen. „So nennen die Bolschewiken die Herrschaften.“

Denselben Abend wurden Isabel und Lenore durch einen Boten zum nächsten Morgen aufs Stadthaus bestellt.

„Eine Beschäftigung soll es geben,“ erklärte er vertraulich.

„Das ist die Zwangsarbeit im Walde,“ sagte Isabel, „immer noch besser als das Gefängnis. Bereit uns einen reichen Speisebeutel, Lenore. Vor Abend kommen wir gewiß nicht heim.“

„Gern“, sagte Lenore, „sag bloß, was er enthalten soll. Brot darf es nicht sein, jede Schnitte ist abgezählt, und Milch haben wir seit Wochen nicht.“

„Bleiben also noch Kartoffeln. Koch recht viele in der Schale ab. Christel und ich haben herausgefunden, daß kalte Kartoffeln, bei geschlossenen Augen gegessen, täuschend wie Eier schmecken.“ —

Den nächsten Morgen klopfte Lenore das Haus früh wach. Christel war vergnügt wie eine Lerche. Auch Isabel lebte auf. „Alles,“ sagte sie, „nur nicht dies tatenlose Hingrübeln! Ich bitte dich, Lenore, heute laß den Hut zu Hause, daß wir wie rechte Waldarbeiter aussehcn.“

Sie lachten, als sie in ungewöhnlicher Verkleidung aus der Tür traten. „Gott behüt' das Haus!“

Im Stadthause standen eng gedrängt Männer und Frauen. Alle auf zehn Uhr bestellt. Herta Rosenberg war da mit ihrer ältesten Tochter, sonst manch guter Bekannter. Aber auch der Bäcker von der Hauptstraße, mehrere Krämer mit ihren Frauen, der jüdische Schlachter, Schneiderinnen, Lehrerinnen — eine bunte Gesellschaft; alles in den Augen der Bolschewiken — Arbeitslose.

„Nur ja ein fröhliches Gesicht!“ sagte eine resolute Dame, „damit die Bolschewiken Recht behalten, wenn sie sagen: „Die Deutschen kann man auf keine Art und Weise demütigen.“

Um elf erschien ein lärmender Beamter mit Soldaten.

Die Versammelten wurden namentlich aufgerufen und ange-
geschrieben. „Vorwärts, marsch!“

Dann ging es auf die Straße. Wie Verhaftete stellten
Groß und Klein sich in Reih und Glied. Ein Soldat mit
der Waffe vorne, einer hinten.

„Wahrscheinlich zum Abschießen,“ folgerte eine alte
Bettlerin gleichmütig.

Draußen vor der Stadt löste sich die Ordnung. Die Sol-
daten warfen die Flinten über die Schulter, fingen an zu
plaudern. Als der Wald begann, verteilten sie leere Säcke.
„An die Arbeit, Genossen!“ lautete der Befehl, um
fünf Uhr nachmittags sammelt ihr euch mit gefüllten
Säcken am Waldeingang. Wo ihr das Grün pflückt, ob
rasch, ob langsam, ist uns gleich.“ So gab es doch Menschen
unter den Bolschewiken! Das waren meist erzwungene
Rotgardisten, die im Herzen mit der gequälten Bevölkerung
übereinstimmten.

Lenore, Isabel und das Kind tauchten in das Waldes-
dickicht. „Tiefer, Lenore, tiefer!“ trieb Isabel, „fast könnte
man das Entsetzen, das uns umgibt, vergessen. Wie das
duftet! Gibt es würzigeres als Tannenduft? Atme,
Christel, die Luft ist wie ein Wassertrunk.“ Die erregte
Frau warf sich ins schwellende Moos und grub das Gesicht
in die Waldgräser. „Aber doch ist es schade, daß ich den
Wald wiedersehe. Wieder leben möchte ich nun und war
doch schon fertig damit.“

Nachher saßen sie im Schatten. Das Pflücken ging
sachte vor sich. Da und dort tauchte ein Kopf im Grünen
auf, raschelte ein Sack, das waren die „Genossen“.

Um die Mittagszeit fand sich ein Kreis Bekannter zu-
sammen. Alle packten ihre Kartoffeln aus. Herta Rosen-
berg hatte Brot.

„Glückliche, woher?“

„Die Wirtin vom nächsten Gut hat sich gleich anfangs
unter die Kommunisten schreiben lassen. Nun läßt man

sie ungeschoren, sie wirtschaftet aus dem Vollen. Meine Kinder sind bei ihr willkommene Gäste und bringen mir Vorräte."

Gegen fünf Uhr fand die zusammengetriebene Gesellschaft sich zu den Soldaten zurück. Die hatten ein Feuer angezündet und lagen faul dabei.

Als die Säcke zum Heimgang geschultert wurden, griff die resolute Dame vom Morgen wieder zum Scherz: „Wie kann man bloß so unpraktisch sein und seinen Sack füllen," sagte sie unschuldig, „ein voller Sack ist schwer." Ihrer hing mager und gedehnt an ihrer Seite. Trotzdem stöhnte sie laut. „Uff, ich weiß es, morgen habe ich Darmverschlingung. Der Sack zieht mir Herz und Nieren aus dem Leibe."

Die Soldaten lachten.

„Ihr mit euern leichten Flinten habt gut lachen," eiferte sie, „laßt uns tauschen."

Unterwegs machte sie alle fünf Minuten Rast, saß am Straßengraben und trocknete sich die Stirn. Dabei schoß sie wie ein Stoßvogel auf zwei Bauern, die hinter dem Pflug eine Weile stille hielten, die seltsame Gesellschaft zu betrachten, „das ist was Rechtes; arbeitslos die Hände in den Schoß zu legen! Lernt von uns Eifer, ihr satten Bürger!"

Und dem entgegenfahrenden Bauer bot sie einen Tausch an. „Zucker tragen wir von weit her, was bietest du dagegen? — Mehl? Das ist wenig. Gib fette Gänse, daß wir zum ersten Mai die Freiheit feiern. Säcke tragen, das ist die Freiheit, wie sie sein soll."

Neun Tage lang dauerte die Zwangsarbeit. Die Schar der Krautfammler vergrößerte sich täglich. Aufgebote von hundert und mehr Menschen wurden in den Wald getrieben und taumelten abends totmüde, den schweren Sack auf dem Rücken, in die Stadt zurück.

Am letzten Apriltag begann das Schmücken der Stadt.

Auf dem Markt erhob sich eine bekleidete Bühne für die Redner. Vier Ehrenpforten mit Wimpeln und Inschriften zierten die Hauptstraße. Ebenso trugen die öffentlichen Gebäude Inschriften: „Tod dem Kapital.“ „Tod den Feinden des Kommunismus.“ Die Stadt in ihrem aufbringlichen, geschmacklosen Puz sah wie eine feile Dirne aus.

Seit der Herrschaft der Bolschewiken war die Kirche, ein altherwürdiger Bau, Versammlungslokal. Auch sie trug eine Inschrift. Mit weithin lesbarer Schrift waren ihre Worte über der Kirchentür angebracht: „Die alten Götter sind abgesetzt; in den Abgrund mit ihnen! Hell heben sich Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ —

In der Nacht erhob sich ein Sturm. Gegen Morgen anwachsend, fegte er die Straßen entlang, Kranzketten, zerrissene Wimpel, Papierrosetten vor sich herwirbelnd.

Der Umzug mit Fahnen, mit Musik, wälzte sich die Hauptstraße hinauf, dem Marktplatz zu.

Unbeweglich wuchtete die Kirche; wies mit gerecktem Finger gen Himmel. Der Sturm hatte an dem Rahmen der Inschrift gezerrt, hatte mit vorwärtiger Hand Felsen gelöst. Hu, wie sie flogen! „Land, Land ist das Gebilde von Menschenhand!“

Darunter aber kam festeres Gefüge, kam Leinwand aus Friedenszeiten zum Vorschein. Darauf eine Inschrift, die bei Beerdigungen Verwendung gefunden hatte. Wie von Gottes Hand stand sie geschrieben. Ueber Nacht. Ein Trost der schwer geprüften Stadt: „Durch Erdensturm — zum Himmelsfrieden.“

Auf der Straße.

Die Deutschen in der Stadt wurden ausgesiedelt. Mit Zurücklassung ihrer Habe mußten sie die eigenen Häuser, die gemieteten Wohnungen zwangsweise verlassen und in der Umgegend, in unheizbaren Sommerhäusern ein Unterkommen suchen. Heute traf es diesen — morgen jenen. „Nur Arbeiter,“ lautete der Befehl, „dürfen die innere Stadt bewohnen.“ Straßenweise gingen die roten mit der Aussiedlung vor.

„Es kommt die Reihe an uns, Isabel,“ sagte Lenore bekümmert; „was dann werden soll, weiß ich nicht. Das Haus und die Möbel sind mein einziger Besitz. Können wir unser Leben nicht mehr durch Tausch fristen, so steht der Hunger vor der Tür.“

Isabel schwieg. Worte waren hier wertlos, die Tat mußte helfen. Ihre Gedanken arbeiteten fieberhaft.

Am andern Morgen ging sie früh aus dem Haus.

Zur Arbeitsbörse. Das war eine neue Einrichtung der Bolschewiken. Die Arbeit wurde zugeteilt wie ein Stück Brot, niemand sollte dem andern zuvorkommen.

So sammelte sich alle Morgen auf der Arbeitsbörse ein buntes Haufen arbeitswilliger Menschen. Es dauerte Stunden, bis der letzte befriedigt war. Die eigentliche Arbeit konnte erst mittags beginnen und schloß früh nachmittags. Isabel stellte sich unter die Wartenden. Eine halbblaute Unterhaltung ging von Mund zu Mund. „Ich hab meine

festen Arbeit," erzählt eine Waschfrau, „zu Hause wartet sie auf mich. Hat es Sinn und Verstand, daß ich hier den Morgen vertrödeln muß, damit die Arbeitsbörse mir meine Arbeit zuweist?“

„Ich hab es schlimmer," sprach eine andere, „Arbeit krieg ich nur alle drei Tage. Die übrigen arbeiten die Nachbarinnen; da kann ich spazieren gehen. Satt werden davon kann aber keine.“ —

Die Reihe kam endlich an Isabel. „Ich will mich als Arbeiterin anschreiben lassen," meldete sie.

Eine Karte wurde ausgefüllt: Isabel Burkhard, Arbeiterin.

„Was für eine Arbeit können Sie leisten?" fragte der Beamte.

Isabel hatte es sich vorher überlegt. Sie konnte alles: nähen, waschen, bügeln, sticken. Doch war ihr nach der beendigten Waldarbeit für den ersten Mai eine Sehnsucht nach frischer Luft, nach Bewegung geblieben. Die engen Wände, während draußen der Frühling durch Wald und Wiesen schritt, erdrückten sie. Sie dachte an Lenes Schilderung ihrer Wegearbeit: „Acht Uhr früh gehen wir hinaus — sitzen oft am Grabenrand.“

„Wegeverbesserung," sagte sie entschlossen.

„Da werden noch Arbeiter eingestellt. Sie können sich morgen an Ort und Stelle melden.“ —

Zu Hause legte Isabel die ausgefüllte Karte vor die Schwester. „Hier, Lenore, die nagele ich an unsere Tür. Die Arbeiterin Isabel Burkhard wird zu reden verstehen, wenn jetzt eine schnüffelnde Miliz es wagt, ohne anzuklopfen einzudringen.“

Den Tag über war sie mit der Herstellung eines passenden Kleides beschäftigt. Sie nähte, sie änderte, blieb aber immer unzufrieden. „Viel zu fein, all der Plunder.“

Lenore lachte. „Geh du nur ruhig hinaus. Regen und Staub werden das ihrige tun. — —

Es dämmerte früh, als sich Isabel erhob und in das grobe Zeug schlüpfte. Auf der Straße atmete sie tief die frische Morgenluft, schulterte ihre Schaufel und ging zur Stadt hinaus, der Arbeit nach. Vergab — bergan. Als sie oben an der Landstraße stand, ging die Sonne auf.

Kein Mensch zeigte sich. Isabel bemerkte es mit leichtem Herzen. Alles schläft, dachte sie, auch das Böse, das Gemeine, die Gewalt. Eine Stunde noch, und sie öffnen wieder die blutunterlaufenen Augen.

An einer Straßenkreuzung, dem Sammelpunkt der Arbeitenden, faß Herta Rosenberg.

„Herta, du?“ rief, freudig überrascht, Isabel, „auch Arbeiterin?“

„Neugebäckene,“ sagte Herta, „meine Schwester und ich, wir wollen uns bei der Arbeit abwechseln. Die wachsende Not treibt uns dazu. Doch scheint es, daß nur wir Deutschen pünktlich sind. Die Arbeit sollte angefangen haben, und noch zeigt sich weder der Aufseher, noch seine Mannschaft.“

Nach einer Weile tauchten von der Stadt her zwei Frauen auf; dann ein schwächender, lachender Trupp mit dem jugendlichen Vorarbeiter. Lene erschien zuletzt: „Sollte ich mich verschlafen haben?“

Bei Isabells Anblick wurde sie blaß. „Hat man Sie gezwungen?“ flüsterte sie.

„Nein, Lene, ich komme freiwillig.“

Lene strahlte. „So sollen Gnädige Frau als rechte Arbeiterin geschätzt sein.“

„Das „Gnädige Frau“ sollst du bei der Straßenarbeit wohl lassen, Lene.“

Lene schüttelte den Kopf. „Die Genossen brauchen es nicht zu hören, aber wie der liebe Gott es bestimmt hat, so soll es sein. Lene schuf er zum Diensthoten, und sie hat es nicht schlecht damit getroffen. Gnädige Frau legte er in

die Herrschaftswiege. Sie bleibt Gnädige Frau, auch wenn sie den Weg schaufelt.“

Die ganze Arbeiterschar zog dem Walde zu, verteilte sich über die Straße und begann ihr Werk. Es gab von Regen ausgespülte Stellen, Unebenheiten, ausgefahrene Geleise. Klipp-klapp ging es mit Spaten und Hacke, wohl eine Stunde lang. Isabel und Herta hielten tapfer Schritt.

Da rastete Lene. „Als sollte heute die Arbeit weglassen,“ sagte sie vorwurfsvoll, „naß ist mir die Stirn.“

Anderer lachten und ließen die Schaufel ruhen.

„Wir dürfen dem jungen Staat die Arbeit auch nicht gerade wegfressen,“ fing Lene wieder an, „nachher hat er keine mehr auszuteilen. Arbeitet einer, arbeiten wir alle; rastet einer — setzen wir uns alle.“

„Setzen ist nicht erlaubt,“ mischte der Aufseher sich ein, „der Kommissar kann jeden Augenblick vorüberfahren.“

„Wir können auch stehen,“ sagte eine Frau.

So standen die Arbeitenden, auf ihre Schaufel gelehnt. Um zwölf war Mittagspause. Das Arbeitsgerät flog sorglos auf die Straße, die Frauen setzten sich zur Erholung in den Wald. Isabel und Herta aßen ihre kalten Kartoffeln mit Salz und plauderten, bis der Aufseher rief.

Mit der Arbeit blieb es, wie Lene gesagt: es wurde maßvoll gearbeitet; von den acht Stunden vielleicht drei; die übrigen im müßigen Umherstehen und Dahinlungern verbracht. Trotzdem kam Isabel erschöpft nach Hause. „Ein richtiges Arbeiten würde mich weniger angreifen,“ sagte sie, „nichts ermüdet so wie dieses nutzlose Zeitvergeuden.“ — — —

Seitdem zog Isabel jeden Morgen auf die Straße. Sie nahm bei günstigem Wetter Christel mit, die im Walde und auf den Wiesen Beschäftigung genug fand. Die schwere Entmutigung aber, gegen die Isabel kämpfte, ließ sich weder von Waldluft und Sonnenschein, noch von der Arbeit bannen. Der enge Verkehr mit den zwar harmlos ver-

gnügten, aber gänzlich ungebildeten Menschen lähmte auf die Dauer.

Eines Morgens schien es Isabel, als läge etwas in der Luft.

Die Milizposten, die sonst schläfrig an einer Hausecke lehnten, waren verdoppelt. Neben jedem stand eines jener bewaffneten Weiber, die wegen ihrer Mordlust und Grausamkeit bei besonders schwierigen Fällen verwandt wurden und unter dem Namen „Flintenweiber“ bekannt waren.

Auch bei der Arbeit auf der Straße gab es Geflüster. „Es hat in Riga einen Putsch gegeben,“ hieß es.

„Dummes Zeug!“ schnitt eine Genossin das Gerede ab, „die baltischen Barone haben sich empört. Aber die Sache ist schon zum guten Ende gebracht,“ sie lachte roh; „wie Äpfel hängen sie die Straßen entlang an den Bäumen.“

Isabel stieg es heiß in die Schläfen.

Die Arbeit schlich lässiger als sonst. Etwas Verstecktes ging um. Angst bei den einen, Hoffnung bei den anderen. Und Angst wie Hoffnung wechselten, sprangen hinüber und herüber.

Jeder Vorübergehende wurde angeredet, ausgefragt. Die Straße war belebt heute.

Da kam wieder wegmüde ein älterer Mann.

„Setz dich, Väterchen,“ rief Lene ihn an, „du kommst noch zeitig genug nach Hause. Belehr uns, wie sieht es in der Welt aus?“

Der Alte folgte. Im Augenblick drängte alles um ihn. „Woher — wohin?“

„Aus Riga bin ich gegangen, meinen hungernden Kindern Brot zu kaufen. Und kann nicht wieder zurück. Die Weissen sind in Riga.“

Ein Geschrei erhob sich. Entrüstung, Unglaube, Neugierde kämpften gegeneinander an. Isabel spürte das Klopfen ihres Herzens in jedem Blutstropfen.

„Ich glaub es nicht,“ sagte sie ruhig. „Sind die

Weißten nicht im Norden? Und sollen nun südlich in Riga sein?"

Der Mann schmunzelte. „Es gibt solche Weiße und solche. Im Norden sitzen die Esten. In Riga sind Deutsche.“ —

Isabel brachte die Nachrichten nach Hause. Sie war voller Zweifel. „Wie oft sind wir bitter enttäuscht, Lenore! Und sollte es wahr sein mit der Befreiung Rigas, kommen gefährliche Zeiten für uns.“

Tags drauf wurde auf dem Wege fast nicht gearbeitet. Aufgeregtes Reden flog auf und ab. Gegen Mittag kamen zwei Männer des Weges: „Gott helf, Arbeiter — für wen baut ihr den Weg?“

„Für die Roten, Wandrer, für die Roten.“

„So kommt ihr mit der Arbeit zu spät; die Weißen werden sie nützen.“

Wieder warf sich alles mit Fragen auf die Männer. „Woher — wohin?“

Sie wichen aus, taten unbekannt mit der Gegend und schlugen sich weiter ab in den Wald.

Isabel machte sich unauffällig an Herta. „Das waren Bolschewiken, von der roten Armee geflüchtet, die ihr heimisches Dorf aufsuchen. Es ist etwas Wahres an der allgemeinen Aufregung — aber was?“

Die Bolschewiken ziehen ab.

In der Nacht war es unruhig in den Straßen. Isabel und Lenore schliefen wenig.

Als Lenore früh am Morgen im Wohnzimmer räumte, klopfte es behutsam. Draußen vor dem Fenster stand Edde mit einem triumphierend-geheimnisvollen Gesicht. Sie schob den Kopf ins Fenster und sprach im Flüsterton: „Sind Holzhackers schon wach? Sie dürfen es nicht wissen. Die „Weißen“ sind in Riga — schon seit Freitag. Und nun, wenn die Bolschewiken fort sind, sollen sie mich kennen lernen, die Straßendirnen nebenan, die Flintenweiber.“

„Sei vorsichtig mit deinen Nachrichten, Edde. Wie oft schon hieß es, die „Weißen“ sind in Riga.“

Edde vergaß jede Vorsicht und lachte gellend auf.

„Diesmal ist es wahr, Fräulein! Die Bolschewiken brechen auf, ein Kind kann es sehen. Wie Ungeziefer laufen sie durcheinander.“

Lenore benachrichtigte Isabel, — die schickte Christel zur Stadt, „lauf zu, Christel, und erzähl uns, was du gesehen hast.“

Christel, in brennendem Eifer, stob davon.

Edde hatte Recht mit ihrem Vergleich, die Stadt glich einem aufgestörten Ameisenhägel. Was Christel sah, war ein Rückzug, eine wilde Flucht: „Rette sich, wer kann!“

Da lag ein Speicher, mit weit geöffneten Türen, voll

geraubter Sachen. Daraus riß jeder, was er fassen konnte, warf es auf Fuhren oder schleppte es verstohlen um die Ecke. Aus einem andern Speicher wurden Vorräte verteilt — Kartoffeln, Salz, so viel man wollte. Mit Säcken kam das hungrige Volk.

Je näher Christel zum Bahnhof kam, desto schwerer war das Durchkommen, desto größer der Wirrwarr. Bis an die Sperre schlüpfte sie, sah Zug auf Zug auslaufen. Sie kehrte um und flog nach Hause. „Es ist wahr, Mutter — sie gehen fort!“

Isabel suchte Herta Rosenberg auf. Die beiden Begearbeiterinnen durften es wagen, sich auf der Straße zu zeigen. Bei Rosenbergs herrschte mühsam unterdrückter Jubel. Die Kinder waren ganz wild! Jedes wußte etwas zu erzählen. Die Schreckenszeit nahm ein Ende.

„Ich kann mich noch nicht freuen,“ sagte Isabel, „überall, wo die Bolschewiken bisher abzogen, übten sie aus Rache eine Teufelei.“

Den Heimweg nahm sie am Gefängnis vorüber und stand betroffen. Um den von einem hohen Plankenzaun eingeschlossenen Bau zog sich eng eine Kette Soldaten.

Das war ein böses Zeichen. Sie hatten also die wehrlosen Gefangenen in der Aufregung nicht vergessen!

Vor der Gefängnisporte sammelten sich bange Verwandte der Eingeschlossenen. Isabel schloß sich ihnen an. Fragen gingen um. Werden sie fortgeschleppt, oder geschieht sonst ein Unrecht?

„Es geht nicht gut, liebe Dame,“ flüsterte eine vergrämte alte Frau. „Ich habe einen Sohn da drinnen — der Schließer ist gut zu ihm. Oft habe ich durch ihn einen guten Bissen hineingekriegt und Briefe — auch für die andern Gefangenen. Jetzt — hat der Schließer gesagt — graben sie Gruben auf dem Gefängnishof.“ Der Frau flogen die Glieder vor Entsetzen. Ihre Augen sahen irr vor Angst.

„Sie sollten nach Hause gehen,“ redete Isabel ihr zu, „es wird zum Schlimmsten nicht kommen. Rettung ist nah.“

„Ach nein,“ wehrte die Frau, „ach nein!“ Stromweis liefen die Tränen ihr über die Wange, „kann ich denn ruhig im Hause sitzen, wenn mein Sohn in Todesnot ist?“

Voll trüber Gedanken kam Isabel nach Hause. Einzeln ließ sie im Geist die Gefangenen an sich vorüberziehen; da waren so viel Bekannte.

Das Gemekel.

Auch hinter die vergitterten Fenster des Gefängnisses war gute Kunde gedrungen. Heimliche Briefe, die täglich die Speisefendungen begleiteten, hatten sie frohlockend geflüstert. Die Schließer, denen die Zeit gekommen schien, sich auf den bevorstehenden Wechsel einzustellen, hatten sie bestätigt: Die Bolschewiken ziehen ab.

Die Hoffnungslosen hoben ihre Häupter; den Kranken stieg Farbe in die blassen Wangen; die Murrenden verstummten abwartend.

„Die schrecklichen Tage gehen zu Ende,“ sprach in freudiger Erregung der junge Baron Campen aus der Männerabteilung, „morgen, wenn nicht heute, sind wir frei!“ Er war in Riga aus seiner Familie herausgerissen und nach längerer Haft in seine Heimatstadt abgeführt worden. Hier saß er seit Wochen ohne Nachricht von den Seinen.

„Wir sind noch nicht so weit,“ warnte Herr von Blei, ein schwer leidender Edelmann, den man seines geflüchteten Bruders wegen gefangen gesetzt hatte.

„Die Bolschewiken ziehen ab,“ ereiferte sich Baron Campen, „der Schließer hat es selbst beobachtet, Zug auf Zug rollt ab, Pleskau zu.“

„Sie schleppen gern Geißeln mit,“ hielt Herr von Blei zurück, „mir liegt ein Druck auf der Seele, der keine Freude aufkommen läßt.“

Baron Campen ließ sich in seiner Zuversicht nicht dämpfen

und baute Luftschlösser. „Ob ich gleich auf mein Gut pilgere — die Kommunistenwirtschaft wird schön gehaut haben, — oder ob ich meine Frau hier erwarte? Bei der ersten Gelegenheit wird sie zu mir stoßen, dessen bin ich sicher.“

Die übrigen Gefangenen, Pastoren, Edelleute, Lehrer, tauschten lebhaft ihre Meinungen; hoffnungsfroh die einen, die anderen in wägender Zurückhaltung.

Einer saß, in grübelndes Sinnen versunken, auf seiner Pritsche, ein Lehrer, dessen Familie in der Stadt auf seine Freilassung wartete. Von schweigsamer Natur, war er die letzte Zeit fast schwermütig geworden. Die Reihe war heute an ihm gewesen, dem Schließer beim Zutragen der Speise für die Gefangenen zur Hand zu gehen. Dabei hatte er einen Blick in den geräumigen Gefängnishof getan, wo er Arbeiter mit Schaufeln beschäftigt sah.

Waren das Gruben, die sie aushoben?

Nachdenklich kehrte er in die Zelle zurück.

Da schloß ihm ein grausames Licht ins Gehirn, die Antwort auf seine Frage: Gräber schaufeln die Männer, Massengräber.

Er setzte sich auf seine Pritsche und sprach nicht mehr.

In der Frauenabteilung saßen in einer Zelle acht Frauen beisammen. Die Zeit des gemeinsamen Unglücks hatte sie einander nah gebracht.

Lisbet Heerwig und Fräulein Bluhm waren schon vorher befreundet. Als Dritte in dem Bunde trat Ellinor von Heitmann. Von der jungen Edelfrau ging es wie ein frischer Wind über all die verschmachtenden Seelen. In sich gefestigt, heiter, überwand sie nicht nur ihr Unglück, sondern trug an dem ihrer Gefährten. Seit dem mißlungenen Putsch war sie stiller geworden. Das Wiedersehen mit ihrem Mann hatte wie ein helles Licht in ihr Herz geleuchtet.

Als dann die Freiheit nur Stunden dauerte und mit

einer Rückkehr ins Gefängnis endete, fand sie Trost in den Erzählungen der Schließer, die Grünen seien alle glücklich entkommen.

Warum aber fehlten seitdem Nachrichten von ihrem Mann?

„Er hält sich in der Gegend verborgen,“ trösteten die Gefährtinnen, „mit seinem Feuergeist plant er neue Thaten.“

Die Wahrscheinlichkeit lag auf der Hand. Und doch! Es gab Stunden, da schob es sich wie eine dunkle Last über Ellinor Heitmanns lichten Geist, eine Hoffnungslosigkeit, gegen die sie nicht mehr kämpfte. Sie ertappte sich auf dem Gedanken, daß der Tod eine Erlösung bedeute gegenüber Tagen, wie sie sie lebte.

Die Zelle teilten drei weitere Städterinnen, die das Unglück gehabt hatten, die Habsucht der Bolschewiken zu reizen.

Auch ein Kind saß gefangen, ein junges fünfzehnjähriges Ding. Es war mit seiner Mutter von Petersburg aufgebrochen, um Verwandte in Riga zu besuchen. Unterwegs beschlossen sie, Station zu machen, und betraten die Stadt am Morgen des Putsches.

Als Fremde wurden sie ergriffen und aufs Tribunal geschleppt. Die Aussagen der Mutter befriedigten die Bolschewiken nicht. Bis zur Bestätigung derselben wurden die Beiden festgesetzt.

Vor Angst und Entsetzen war das Kind die erste Zeit krank gewesen. An der Freundlichkeit der Umgebung, die alles aufbot, die Schrecken zu mildern, erholte es sich und wurde seinerseits zu einer Quelle der Freude, zu einem Liebling des Gefängnisses. „Das Kind!“ war bald ein Name, der in allen Zellen bekannt war. Seine Tränen erweckten allseitiges Mitleid, sein kindliches Geplauder zauberte ein Lächeln auf das finsterste Gesicht.

Jetzt jubelte das Kind. „Sie ziehen fort, die Bolschewiken! Wann sind wir frei, Mutter, wann? Morgen?“

Oder vielleicht schon heute? Und wohin fahren wir dann? Nach Hause oder doch noch zur Großmutter?"

Auch Lisbet Heerwig wartete ungeduldig auf die Befreiung. Den Tod des Bruders bestätigte ihr Fräulein Bluhm. Sie war also der alten Mutter einzige Stütze und sehnte sich mit allen Fibern zu ihr.

Es wurde Abend. In allen Zellen rüstete man sich zur Nacht. „Es ist die letzte,“ sagte Baron Campen und schlief sorglos wie ein Knabe ein.

Von den andern Gefangenen hielten sich viele wach. Vorzeichen, die nichts Gutes verrieten, scheuchten den Schlaf. In der großen Zelle nebenan herrschte Unruhe. Dort saßen, schuldig und unschuldig in buntem Durcheinander, junge Letten. Einer von ihnen hatte sich den Blick auf das Eingangstor verschafft, indem er auf die Schultern eines Kameraden geklettert war. Was er sah und seinen Mitgefangenen mitteilte, erregte sie aufs höchste. „Unsere Brüder wollen die Pforte mit Gewalt nehmen. Soldaten treiben sie zurück. Die Bluthunde! Sie haben ausgespielt. Sie sollen der Stadt den Rücken kehren, die Weißen sind unterwegs.“

Sie fingen an, offen zu rebellieren, schlugen mit Fäusten an die Tür und riefen nach den Schließern. Die hatten die Abendrunde versäumt und ließen sich nicht blicken.

Mit der Nacht trat Ruhe ein. — —

Es mochte etwa 2 Uhr morgens sein, da kam ein Auto lärmend die Straße aus der inneren Stadt her und hielt vor dem Gefängnis.

Von den Gefangenen erhoben sich welche und horchten.

War es die Freiheit, die nach ihnen rief, oder der Tod?

Ein Wortwechsel erhob sich; Kommandorufe töntten. Der Schritt vieler Männer trat knirschend den Kies.

An den vergitterten Fenstern der Zellen tanzte rötlicher Flammenschein. Fackeln schwangen vorüber.

Der Lärm drang in das Gebäude. Türen flogen auf;

barsche Befehle wurden laut. Von der Straße her schrien Stimmen wie in höchster Not und erstickten. In die Schlösser der Zellentüren schoben sich Schlüssel, wie von zitternden Händen gedreht. Fackelschein fiel blutrot auf die Gefangenen. In ihrem Licht flammten die erblichenen Wangen der Schließer, die brutalen Gesichter der Henker, die in der Tür standen.

„Die Verurteilten auf den Hof!“ schrie befehlend eine Stimme. Ein Soldat las stockend Namen aus einer Liste.

Baron Campen war der einzige, den der Lärm nicht geweckt hatte. Das Licht tat es. Er war kaum emporgetaumelt, da hatten ihn zwei Soldaten gepackt und rissen ihn aus der Zelle. Herr von Blei folgte ihm auf dem Fuß. Ebenso die andern Aufgerufenen. Kein Wort fiel von ihren Lippen. Wie Helden schritten sie aufrecht der Hinrichtung entgegen.

Anders war es in der Zelle nebenan. Die Letten kämpften um ihr Leben. Aber die nackten Fäuste vermochten nichts gegenüber Gewehrkolben und Bajonett. Einer nach dem andern erlag und wurde auf den Richtplatz gezerzt.

Dort begann das Morden, furchtbar in jeder Einzelheit.

Wie Tiere wurden die Gefangenen gegen die aufgehobenen Gräber zu vorgetrieben. Schüsse fielen — blind, ins Ungewisse. Die Verwundeten stürzten, schlugen um sich, schrien.

Ein Lette warf sich zu Boden, kroch nach seinen Mördern hin, in irrem Flehen ihre Knie umklammernd. „Meine Kinder!“ stöhnte er, „meine Kinder!“

Ein anderer riß sich aus den Händen der Soldaten, sprang mit gellem Schrei über das klaffende Grab und verschwand im Dunkel.

„Schießt!“ schrie eine teuflische Stimme.

Eine Salve folgte dem Flüchtling.

Ungetroffen hatte der den Plankenzaun erreicht, sprang

wie eine Kage an ihm hoch, riß sich mit der Kraft der Verzweiflung über den Rand. Ein Sprung, das Brechen von Zweigen. Er war gerettet.

Neue Opfer wurden angetrieben.

Der Lärm teilte sich der StraÙe mit. Dort sammelten sich Leute, die das Entsetzen aus den Betten getrieben hatte. Frauen weinten laut; Männer riefen die StraÙe des Himmels auf die Mörder herab.

Und nun betraten die ersten Frauen den Hof.

Ellinor Heitmann hatte ihr Gleichgewicht wieder gefunden. Sie hatte die Arme um beide Freundinnen geschlungen und schritt ohne Wanken vorwärts. „Jetzt weiß ich es, mein Mann ist mir vorangegangen,“ sagte sie fast freudig, „seid stark! Es ist nur ein Schritt hinüber.“

In einem Feuer brachen sie zusammen.

Die Petersburgerin hielt ihr Kind an sich gepreßt, fast trug sie es mit sich fort. Rohe Hände rissen es von ihr. „Mutter! Mutter!“ schrie das Kind herzerreißend und wieder ohne Pause: „Mutter! Mutter!“

Einer der mordenden Soldaten warf seine Flinte zu Boden. „Genug!“ schrie er, „ich bin Soldat und kein Mörder. Darf man Wehrlose und Kinder töten?“

Der Leiter des Blutbades geriet in sinnlose Wut.

„In die Grube mit dem Rebellen,“ schrie er. „Packt ihn! Schlagt den Hund tot!“

Der Befehl verhallte unbefolgt. Andere Flinten senkten sich. „Genug!“ hieß es hier und dort. Eine Pause trat ein.

Da warf sich der Befehlshaber selbst in das Gemetzel, riß eine Flinte vor und schoß auf die Ungehorsamen. „Sinkt euch das Herz, Feiglinge?“ tobte er. „Flintenweiber vor, beschämt die schwachen Memmen!“

Aus dem Hintergrunde schoben sich bewaffnete Frauen. Unter ihren ungeschickten Händen entrollten sich Bilder von blutiger Grausamkeit. Nicht Raubtiere zerrissen hier, ihrer Natur folgend, die gebotene Beute. Nein, Menschen

töteten mit entmenschter Gier ihre Brüder und Schwestern. Die Hinrichtung steigerte sich zum Gemetzel. Mit Handgranaten warfen die Weiber in den sich bildenden Knäuel Toter, Verwundeter und noch Unverletzter.

Und aus dem Schießen und Schreien, dem Flehen, Jammern und Winseln heraus sprach eine feste, ungebrochene Stimme: Vater unser, der du bist im Himmel . . . Vergib uns unsere Schuld . . . wie wir vergeben unsern Schuldigern" . . . und erstarb im Tode.

Der Blutrausch erschöpfte sich. Der Massenmörder winkte ab und verließ fast fluchtartig den Schauplatz seiner Untat.

Die Schließer krochen aus ihren Schlupfwinkeln leichenfahl und hasteten in die Zellen. „Sie sind frei!“ verkündeten sie mit heiserer Stimme.

Verschüchtert, von Grausen geschüttelt, drängten sich die Begnadigten in geschlossenem Haufen auf den Hof.

Die Nacht war vorüber. Der Tag entschleierte das Leichensfeld. Abgewandt schwankten sie der offenen Pforte zu. Da drang, wie ein unterdrücktes Kinderweinen, ein Seufzer zu ihnen: „Wasser!“

„Das Kind!“ schluchzte jemand. Eine Frau, mehrere Männer liefen zurück.

„Wasser!“ hauchte es noch einmal.

Das totwunde Kind hatte sich zu der Mutter geschleppt und war über ihr zusammengebrochen. Sie hoben es sanft empor und betteten das Köpfchen in ihren Händen. Das Kind lebte nicht mehr. Der Seufzer war sein letzter gewesen. Die Ueberlebenden drückten sich an den Häusern, den Zäunen entlang in die Stadt, scheu, innerlich gebrochen. Unter ihnen war der Lehrer, der allein die Schreckensnacht vorausgeahnt hatte. Stumm ging er mit den Gefährten, um sich an einer Straßenkreuzung von ihnen zu trennen. Nicht nach Hause zu den Seinen wandte er sich. Ueber die Felder ging er, dem Walde zu. Wohin sein Auge blickte,

sah es Blut, wohin sein Ohr sich richtete, hörte es Stöhnen. Bloß keine Menschen sehen, keine Menschen!

Nach Stunden fand er sich nach Hause. Die Straßen lagen verlassen. Die Bolschewiken waren fort. Ihr ruchloses Werk schrie zum Himmel. — — —

Als Lenore und Isabel früh am Ankleiden waren, schob die Thür sich fast geräuschlos zurück. Edde sah ins Zimmer. Hinter ihr mit verstörten Gesichtern standen der Holzhacker, sein Weib und die Dirnen.

„Die Gefangenen sind tot,“ sagte Edde. „Alle?“ „Nein, nicht alle. Es sind welche nach Hause gelassen, weil die Henker nicht mehr töten konnten. Das Unrecht, Fräulein, ach, das Unrecht! All' die vielen unschuldigen Menschen!“ Edde trocknete sich die Augen.

Das Holzhackerweib weinte. „Ein Kind ist darunter gewesen, das hat nicht sterben können, das junge Leben. „Wasser!“ hat es gerufen, „Wasser!“ Warum hat man ihm den Schluck Wasser versagt?“

Die Dirnen hatten leere Gesichter. Entsetzen schüttelte sie.

„Das Fräulein Heerwig ist tot,“ erzählte Edde weiter, „niemand hat das Herz, es der Mutter zu sagen. Seitdem die Bolschewiken abgezogen sind, wartet sie auf die Tochter. „Jetzt, wo Lisbet mir wiedergegeben wird,“ hat sie zu ihrer Magd gesagt, „will ich nicht länger über Eduards Tod murren.“ Sie sitzt am Fenster und schaut nach der Tochter aus. Und die liegt verscharrt im Gefängnishof.“

Die ganze Stadt trug Leid.

Gräber.

Wor der Stadt auf einem Hügel lag der deutsche Friedhof. Im Frieden war er den Frühling und Sommer über allabendlich der Wallfahrtsort der Städter. Mit Schaufeln und Gießkannen, aber besonders mit frischen Blumen zogen sie hinauf, ihre Gräber zu pflegen. So war aus dem Garten der Toten ein Paradiesgärtlein geworden.

Die Bolschewiken hatten verwüstend hineingegriffen, Bäume gefällt, Hecken ausgerissen, Fußwege über die Gräber getreten und ihre Pferde darauf weiden lassen.

Jetzt besserte der Frühling mit Eifer die schweren Schäden: Er webte den Blätterschmuck dicht, daß man die Lücken nicht sah; warf üppige Blütenschleier über Hecken und Büsche; zog sammetweichen Rasen über zertretene Grabhügel.

Der Paradiesgarten war verwildert, aber doch noch ein Garten geblieben.

Nun rüsten sich die Deutschen, dort ihre Toten zu begraben. —

Nach dem Abzug der Bolschewiken blieb es die erste Pflicht der Geretteten, die grausen Mordtaten aufzudecken, den verscharrten Opfern eine ehrliche Bestattung zu geben. Das Todestal und die vielen geheimnisvollen Winkel gaben ihre Toten heraus. Bereitwillig fanden sich Zeugen, die

darauf wiesen: „Dort, im Kornfeld liegen acht — drüben am Waldsaum vierzehn Ermordete.“

Der Gefängnishof aber war ein einziges Totenfeld. —

An einem strahlenden Frühlingstag pilgerte die ganze Stadt dorthin. Vorher war jeder in seinen Garten gegangen. Dort blühte es in diesem Frühling, daß man vor lauter Blumen den Boden nicht sah: Kirschblüten, Maiglöckchen, Flieder, Narzissen. Eine Lenzpracht ohnegleichen! Den Blütenreichtum trugen die Städter dem Gefängnishof zu, sammelten sich vor der weitgeöffneten Pforte in trauervollem Schweigen.

„Ich geh nicht hinein,“ sagte Isabel Burkhard fröstelnd, „den Anblick werd' ich sonst nie wieder los.“

„Ich auch nicht. Aber ich will es auch nicht,“ sagte Lenore und ging vor.

Da lag er unter einer freundlichen Sonne, der weite Hof. Leer blickten die vergitterten Fenster; die Türen standen geöffnet. Wo war all der Jammer der letzten Monate, wo die Seufzer, die herzerreißenden Klagen, die die Mauern gehört? Verweht — verflogen — abgeprallt an den fühllosen Steinen — vergessen?

Stumm drängte eine schauergeschüttelte Menge um die gähnenden Gruben, aus denen Männer die entstellten Opfer einer vertierten Menschheit zu Tage förderten. —

Aus den Reihen der Daliegenden suchte sich jeder seine Angehörigen. Lisbet Heerwig war schon morgens abgeholt. Die alte Mutter wollte ihre beiden Kinder noch einmal in ihrer Wohnung haben und bahrte sie dort auf. An Frau von Heitmanns Leiche kniete ihre alte Magd Katte. Mit finsterem, wie versteinertem Gesicht, aber weichen Händen entfernte sie die Spuren des Entsetzens von ihrem getöteten Liebling. Herma stand weinend dabei.

Mit jagenden Gedanken sah es Lenore.

Nein, das konnte man nicht vergessen! In alle Ewigkeit nicht.

Auch Verhungerte gab das Gefängnis preis, absichtlich Vergessene, Gemarterte. Dieses Blut versickerte nicht.

Sie schwiegen. Doch war es Lenore, als ginge von den Getöteten ein anklagender Schrei hinaus in die Welt und hinauf zum Himmel: „Herr, du Heiliger und Gerechter, wie lange richtest du nicht und rächst unser Blut an denen, die auf der Erde wohnen?“ Die Worte aus der Offenbarung standen wie Flammenschrift vor ihr auf.

Eine Unruhe lief plötzlich über den Hof.

Die Grabenden ließen ihr grauses Werk und sammelten sich auf einem Fleck.

„Sie haben eine!“ hieß es, „eine von den Mörderinnen, ein Flintenweib.“

Lenore ging näher. Und sah ein ältliches Weib mit einem stumpfen, hölzernen Gesichtsausdruck.

Ein Mann mit der Flinte stand neben ihr. „Nicht mal geflohen ist sie,“ erzählte er, „hielt sich bei Bekannten verborgen. Aber wer verrät nicht gern solch eine Bestie! Sieh da auf dein Werk, Verworfene! Regt sich dein Herz? Hatten diese unschuldigen Frauen dir je ein Leid getan? Und du schossest auf sie wie auf wilde Tiere!“

Es trat kein Leben in das seelenlose Gesicht der Mörderin. „Erst beweisen!“ stieß sie tonlos hervor.

Der Mann, der sie eingefangen, fuhr hoch: „Wer bewies dir die Schuld deiner Opfer? Man kennt dich und dein Tun. Gott zieht die Hand von dir: Nach einer Stunde stehst du vor seinem Richterstuhl.“

Er führte sie fort. Voll Abscheu wich alles vor ihr zurück. Sie ging ohne Mitleid, ohne Theilnahme, ohne Liebe dem Tode entgegen. — — —

Auf freundlich geschmückten Karren wurden die schlichten Säрге in endlosem Zug durch die Straßen gefahren: Die Bestattungswagen fehlten; es fehlte das feierliche Grabgeläut. Kein Geistlicher schritt voran; der lag selbst ermordet in Riga. Von Gruft zu Gruft folgte die Freundes-

schar. In jede klang ein frommer Gruß. Über jeder wölbte sich ein Hügel aus duftenden Frühlingsblüten.

Es war Abend geworden, ehe man zum letzten Grab schritt. Die beiden Kinder der alten Frau Dr. Heerwig sollte es aufnehmen. Geschwisterlich standen die beiden Särge nebeneinander. Die Mutter streichelte bald den einen, bald den andern. Eine fieberhafte Rührigkeit war über sie gekommen, als könnte sie so ihren trostlosen Gedanken entfliehen. Selbst ordnete sie an dem reichen Blumenschmuck, sprach halblaut vor sich hin.

Bekannte und Freunde ihrer Kinder traten eines nach dem andern vor und riefen einen Spruch in die Gruft: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten!“ — „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet!“ — „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen im Blut des Lammes. Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen!“ —

Einer nach dem andern von der großen Schar der Leidtragenden ging still den Berg hinab in sein Haus, erschüttert von dem Erlebten, und dankte Gott für die eigene Rettung.

Als Isabel und Lenore aus der Kirchhofspforte traten, fuhr die arme Mutter gerade nach Hause. Der Wagen, der ihre Kinder im Sarge heraufgeführt hatte, brachte sie heim. Wie klein sah sie doch aus, wie gebrechlich! So ganz auf junge kräftige Arme angewiesen — und fuhr nun allein in ihr leeres, einsames Haus.

Abends ging Lenore hinüber und fragte teilnehmend nach ihr. Die treue Magd weinte. „Sie kann die Ergebung noch nicht finden, meine arme Gnädige Frau,“ schluchzte sie. „Auch Tränen hat sie keine, sitzt am Schreibtisch des Jungheeren, den die Bolschewiken durchwühlt haben — und ordnet. Unsere lieben Kinder haben ausgelitten, Fräulein, um sie wein' ich nicht. Aber die Mutter, die arme Mutter!“

Es war keiner in der Stadt, der nicht litt mit dieser ärmsten der Mütter. — — —

Die Befreiung.

Ein qualvolles Warten!

Nachdem die Bolschewiken abgezogen waren, tauchten in der Stadt hohlängige, abgerissene Gestalten auf. Es waren die Grünen, die sich endlich aus ihren Schlupfwinkeln in die Welt zurückfanden.

„Da ist Paul Helland,“ rief Isabel, die mit der Schwester beobachtend am Fenster stand, „wie elend sieht er aus.“

„Und doch wie glücklich,“ sagte Lenore. „Wie mag der schreckliche Tod seiner einstigen Gefährten ihn erschüttert haben und die Gewißheit, daß nur seine Flucht ihn davor bewahrt hat.“

„Er winkt, er grüßt. Ich kenne ihn kaum, und doch freue ich mich von ganzem Herzen an seiner Rettung.“ —

Die Grünen waren da. Fieberhaft warteten die Städter auf die „Weißen“.

Christel lief spähend durch die Straßen, stand horchend im Garten, sah sehnsüchtig aus dem Fenster. Wohl zehnmal am Tage fragte sie: „Wer sind denn die „Weißen“, Mutter — sind es die Deutschen?“

Isabel wußte nichts zu antworten. — — —

Da fuhren eines Morgens alle jäh aus dem Schlaf. Ein fremdartiger Lärm weckte sie; als ob Knallerbsen auf die Straße prasselten, Schloßen im Garten niederhagelten.

„Hörst du das Schießen, Lenore?“ rief Isabel mit froher, kräftiger Stimme, „endlich sind die „Weißen“ da!“
Christel fiel fast aus dem Bett. Sie griff nach ihren Strümpfen, ließ sie fallen, sprang ans Fenster.

Der Lärm dauerte fort.

Und nun trommelte es jammernd an die Stubentür. „Auf, auf! Wir wollen in den Keller. Es wird geschossen. Wie ein Meer wälzt es sich über die Felder heran.“ Da waren die Holzhackersleute in großen Nöten.

„Es sind ja die „Weißen“!“ jubelte Christel als Antwort.

„Kind,“ winselte der Holzhacker, „die weiße Kugel tötet so sicher wie jede andere.“

Isabel flogen die Glieder, daß sie kaum in die Kleider finden konnte. Nur schnell! Nur schnell! Ohne Frühstück lief sie auf die Straße, Christel neben sich. —

Der Lärm war unterdessen verstummt.

Die Straße lag wie gefegt. An den Fenstern kein Mensch. Die saßen, wie die Holzhackersleute, in den Kellern, oder waren dort, wohin Isabel strebte, auf dem Marktplatz.

Die Straße öffnete sich. Isabel stand starr.

Wo vor einer Woche noch die Bolschewiken ihr Wesen getrieben hatten, stampfte ein Kavalleriepferd neben dem andern. Ihre Reiter waren abgeseßen, standen, die Zügel im Arm, daneben. Sie trugen die feldgrauen Uniformen und die Stahlhelme der Deutschen.

Wie benommen von diesem Anblick, näherte sich ihnen Isabel.

„Komm heran, Tante Isabel,“ rief es da plötzlich, „ich kann mein Pferd nicht loslassen.“

Isabel Burkhard mißtraute ihren Ohren. Scharf sah sie in die jungen, zum Teil knabenhaften Gesichter der Reiter und erkannte den Sprecher. „Fred, bist du es?!

Endlich, endlich! Wo ist Robert?“ Sie hatte die Söhne ihrer verstorbenen Schwester vor sich. Diese also lebten!

„Robert ist auch dabei. Er hält in der dritten Reihe. Wir nehmen Quartier in der Stadt, da kommen wir zu euch. Lebt Tante Lenore? Und wie ist es euch ergangen?“

„Ach, Fred, eine furchtbare Zeit! Die Gefangenen sind in der Nacht vor dem Abzug der Bolschewiken ermordet, das weißt du.“

„Wir erfuhren davon. Schneller konnten wir nicht kommen. In Riga haben wir viele gerettet. Auch Onkel Wilhelm holten wir aus der Krankenstube, blaß und elend in langem Bart. Er konnte sein altes, humorvolles Selbst aber doch nicht verleugnen. „Na, Jungens,“ sagte er, „es war Zeit! Durch fünf Monate täglich in Todesgefahr, das halt ein anderer aus!“ —

Isabel ging die Reihe entlang; rechts und links sah sie Bekannte. Die Straße hinab war Artillerie aufgefahren. Eine Feldküche dampfte. Leute mit Mäpfen erbettelten sich Speise.

Christel schnupperte begehrlieh. Ihr fiel ein, daß sie am Morgen noch nichts gegessen hatte.

„Dich haben die Bolschewiken wohl hungern lassen, kleines, blasses Ding!“ sagte der Feldkoch. „Heb die Schürze hoch!“

Ein Brot flog Christel zu, mit dem stob sie davon, kaum konnte Isabel folgen. „Tante Lenore!“ das Kind stolperte über seine eigenen Worte, „so viel Pferde und Kanonen — eine Küche! — Und sieh, das Brot!“

„Ja, Lenore,“ sprach Isabel bewegt, „alles, wie es war. Und auf dem Marktplatz stehen unsere baltischen Jungen; Fred und Robert sind dabei. Sie kommen zu uns ins Quartier. Zu schön, Schwester, zu schön!“ —

Später erschienen dann die Neffen, warfen Helme und Rucksäcke ab und machten sich's gemütlich. Ihr Mittag hatten sie gleich mitgebracht. Neugierig stand Christel

vor dem dampfenden Soldatenkessel. „Nudeln,“ sagte sie sehnsüchtig, „und Salzfleisch ist dabei.“

„Möchtest du mithalten, Christel?“

Ach ja, Christel mochte gern. Sie gab ihr eigenes Mittagbrot dagegen: es waren nur Kartoffeln. Aber die jungen Soldaten freuten sich gerade auf gebackene Kartoffeln. Tag für Tag Suppe kann einem über werden.

Abends waren sie frei, saßen alle zusammen auf den Treppenstufen nach dem Garten zu und erzählten.

Und was konnten sie alles erzählen!

Im Dezember, als jede Hoffnung auf Verstärkung geschwunden war, hatten sie Riga verlassen. Sie zogen fort, der einzige Schutz des Landes, und doch zu schwach, es wirklich zu schützen. Ihre Lieben blieben in der Gewalt der Bolschewiken.

„Es war der schwerste Augenblick meines Lebens,“ sagte Fred offen, „ich hatte keine Hoffnung, eines von euch je wiederzusehen.“

Durch Kurland war es gegangen, rückwärts, immer rückwärts. Bis sie endlich standen. Entschlossen, nicht weiter zurückzugehen. Eine heiße Arbeitszeit begann. Um den baltischen Truppenkern schlossen sich deutsche Freiwillige. Die Landeswehr wuchs, erstarkte. Immer hatten sie Nachrichten aus der Heimat gehabt, Nachrichten, die ihnen das Blut in den Adern sieden machten. Wie sie darum warteten! Fieberten! Und auf Vormarsch drängten. Bis er endlich begann.

Die Bolschewiken hielten nirgends Stand, räumten die Städte, nicht ohne jedesmal grenzenlosen Jammer hinter sich zu lassen. So war die Straße von Mitau nach Riga eine Todesstraße. Bei Winterkälte trieben sie ihre Gefangenen den Weg entlang. Alle, die vor Entkräftung nicht hatten gehen können oder ermatteten, wurden kurzerhand erschossen.

„Wir fanden sie hingemordet, hier einen, dort einen,“

erzählte Robert mit seltsam leeren Augen, Augen, die Schreckliches gesehen und sich der Erinnerung wehrten. —

Nur in Zukum konnte die Landeswehr einen Transport Gefangener befreien. Ein rasender Ritt war es über Glatteis auf ermatteten Pferden mit dem Tod um die Wette. Unbarmherzig sausten die Peitschen, arbeitete der Sporn. Hier stürzte ein Reiter, brach ein Pferd zusammen. Sie hatten alle nur einen Gedanken: die Weisung, die ihnen beim Einzug in die Stadt geworden: „Vor einer halben Stunde sind die Gefangenen fortgetrieben worden! Vorwärts, Jungens! Holt eure Landsleute wieder, macht sie frei!“

„Und als wir sie einholten, Tante Isabel, lagen sie sich in den Armen, warfen sich zu unsern Füßen, küßten uns die Hände. Wir haben damals alle geweint; wirklich geweint,“ schloß Robert. —

Dann erzählte Isabel. Aber es ging ihr seltsam.

Unter dem blühenden Obstbaum bei Nachtigallensang, den Blick auf die zu Männern gereiften Knaben, schienen ihr die Schreckenstage und -Nächte, von denen sie sprach, das Elend, die Verlassenheit, der Hunger, die Gefahr schon fast ein Traum. Eine wesenlose Fieberphantasie, die ein krankes Hirn in entsetzensvoller Reihenfolge geboren. Und waren doch bittere Wirklichkeit gewesen, so leidvoll und grauenvoll, wie sie sie erzählte.

Alte Feindschaft.

In einem Meer großer innerer Freude tauchten die Balten unter. Die alte Zeit war zurückgekehrt.

Deutsche Soldaten lagen in den Häusern! schritten durch die Straßen; wo man ging und stand, hörte man deutsche Worte; deutsche Musik schallte vom Marktplatz her, aus dem schattigen Stadtpark.

Wo waren die seltsamen Verkleidungen geblieben, hinter denen sich barg, was deutsch war? Frank und frei konnten die Leute wieder durch die Straßen gehen. Das raubgierige Gesindel, das die Häuser bevölkert hatte, mit seinen Hunden und Hühnern, verschwand wie Syren vor dem Winde. Wasserströme badeten den Schmutz weg, den es hinterließ.

Bald tauchten bekannte Gesichter auf. Die Geflüchteten sahen sich nach ihrer geraubten Habe, ihren zerstörten Haushalten um. Einige fanden leere Ruinen. Andere waren glücklicher und sammelten erfolgreich, mit der Karre von Haus zu Haus fahrend, Stuhl um Stuhl.

An Lenores Garten anstoßend, lag ein geräumiger Hof, den deutsche Soldaten belegt hatten. Christel brach sich durch den blühenden Flieder einen Gang an den Zaun, saß und beobachtete. Sie erlebte, je nach der Tageszeit, das Tränken und Striegeln der Pferde, das Abkochen oder den Feierabend, wo sie dem Klimpern der Laute lauschte und den

bekannten Soldatenliedern: „in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!“

Im Hause war durch die Anwesenheit der jungen Neffen das Leben voller Abwechslung.

Sie hatten sich in der am wenigsten von der Zwangseinquartierung mitgenommenen Oberstube eingerichtet. Christel besorgte das Wecken. Kaum rief Isabel: „Christel, es ist fünf!“ so war das Kind wie ein Licht auf und an der Tür. „Fred, Robert, ihr müßt zum Dienst.“

Drinne knurrte es verschlafen. Sobald sich aber Schritte hinter der Tür vernehmen ließen, schlüpfte Christel ins Bett zurück, um mit Mutter und Tante ihren Tag zwei Stunden später zu beginnen.

Saßen die drei beim Morgenkaffee, kamen die Fröhaufsteher nach Hause, jeder mit seiner Tagesration. Dann hob ein vergnügtes Latschen an. Das wiederholte sich mittags und abends.

Am schönsten waren die Sommerabende.

Ins Gras gestreckt, den Blick hinauf in die Blütenpracht, lagen die Knaben. Isabel und Lenore saßen dabei. Christel lief ab und zu. Spärlich spann sich die Unterhaltung. Die Zeit hatte Wunden gerissen, die heilte am besten das Schweigen.

Am ersten Sonntag nach der Befreiung war Gottesdienst in der neu geweihten Kirche. Sie füllte sich schnell mit baltischen Männern und Jünglingen und dem Volk der Frauen.

Unsaßbares war erduldet! Voll Inbrunst brauste es aus dem Munde der Geretteten und ihrer Befreier durch den heiligen Raum: „Nun danket alle Gott!“

Isabel aber ging es wie ein Stich durchs Herz, als sie in der Menge, unauffällig verstreut, lettische Gesichter erkannte. Im deutschen Gottesdienst lettische Gesichter?

„Die Letten sind eben Mitläufer,“ tröstete Lenore, „bei

der bolschewistischen Beerdigung findest du sie wie beim deutschen Gottesdienst. Die Neugierde treibt sie."

Neugierde allein?

Isabel dachte an die mißtrauischen Blicke, die gespannt horchenden Ohren. Waren sie überhaupt alle geflohen, die Bolschewiken?

Keineswegs. Den kommunistischen Milizmann sah man frech durch die Straßen schreiten. Er hatte den Mantel bloß auf die andere Schulter geworfen, woher der Wind blies. Er war nicht der einzige.

Eines Morgens kündigte Edde kurzerhand. Sie sei angegriffen und müsse aufs Land, erklärte sie mit verschlossenem Gesicht.

"Warum denn, Edde?" fragte Christel unschuldig, "du hast dich doch auf die „Weißen“ gestreut."

"Auf die „Weißen“ ja," bestätigte Edde störrisch, "nicht auf die Deutschen."

Das verstand Christel nicht. Edde ging. —

Und Lene blieb aus. Als Isabel ihr auf der Straße begegnete, sprach sie sonderbares Zeug: Isabel solle sie beschützen, wenn es jetzt ans Erschießen gehe.

"Wer spricht von Erschießen, Lene?"

"Alle Welt sagt das: Für jeden gemordeten Balten würden die Deutschen zehn Letten erschießen."

"Und das glaubst du, Lene? Die du Jahrzehnte mit den Balten gelebt und gearbeitet hast. Waren sie hart oder ungerecht zu dir?"

"Ach nein, Gnädige Frau. Gut sind wir miteinander ausgekommen. Auch noch zuletzt in der bösen Zeit. — Aber die ist vorbei. Die alte Lene ist nicht mehr nötig. — Der liebe Gott hat nicht gewollt, daß Letten und Deutsche nebeneinander stehen. Einer muß der Herr sein — der andere der Knecht. Der Bolschewik war ein Lette, der zerdrückte die Deutschen. Jetzt brandschakt der Deutsche den Letten."

„Das ist nicht wahr, Lene.“

„Lene ist ein unwissendes Mädchen; Gnädige Frau weiß alles besser, aber das weiß Lene: alles holen die deutschen Soldaten den Letten aus dem Hause.“ —

Isabel schwieg betroffen.

Sie loberte also schon wieder auf, die glimmende Feindschaft von Jahrhunderten. War sie überhaupt je zu löschen? War es nicht wirklich so, wie das Mädchen aus dem Volk mit dünnen Worten feststellte: der liebe Gott hat nicht gewollt, daß Letten und Deutsche nebeneinander stehen?

Über Isabel kam eine Schwermut, trotz der leuchtenden Gegenwart.

War sie wirklich leuchtend?!

Wenn man abends so schweigsam zusammensaß, dann stieg wohl wie dampfender Nebel neue Sorge herauf. Die jungen Soldaten prahlten nicht, sie waren ein Häuflein tapferer Männer voll glühender Heimatliebe, unterstützt von heutelustigen, abenteuernden Landsknechten. Wenn der Bolschewik sich von der Schlappe erholte — sich sammelte, von neuem vorstieß — was dann?

Großer Gott im Himmel — was dann!!

Nach Deutschland.

Christel fuhr kerzengrade im Bett auf.

Wieder prasselte es über der Stadt wie von Knallerbsen, plakten auf der Straße die Geschosse.

Im Zimmer der Knaben wurde es lebendig; fast ehe Christel schreckensbleich fragen konnte: „Was ist dies wieder, Mutter?“ waren sie die Treppe hinabgepoltert und liefen die Straße hinab, den Ställen zu, wo ihre Pferde standen.

Die Stadt wußte es bald.

Jene Front im Norden, die Front der Esten, von der zur Zeit der Bolschewiken das dumpfe Grollen herübergedrungen war, machte, verstärkt durch die unzufriedenen Letten, die Stadt den Balten streitig.

Eine regelrechte Belagerung begann.

Fern am Walde, mit laut nachhallendem Echo, hörte man die Abschüsse. „Eins — zwei!“ zählte Christel. Uebers Todestal kam es heran mit schneidendem, fast nur geahntem Pfeifen. „Drei!“ Da schlug es ein.

„Horch, wie es splittert! Wirklich, Mutter, das war nebenan.“

„Du sollst nicht ans Fenster, Christel.“

Das furchtlose Kind sprang in die Stube zurück.

Unterdessen fielen die Granaten rechts und links wie Keulenschläge.

„Wir können in den Keller,“ schlug Lenore vor, „da sind wir ganz sicher.“

„Nein, nein,“ wehrte Isabel, „im Keller hab' ich das Gefühl des Lebendig-begraben-seins. Es gibt auch gleich eine Pause. Mehr als sechs Granaten nacheinander lassen sie nicht los.“

Es gab manchen Schaden zu sehen: Einem Hause hatte es die Ecke fortgerissen, man sah durch das Loch in die Stube. Ein anderes trug im Dach die klaffende Wunde. Auf der Straße häuften sich Glassplitter und Dachziegel.

Abends schwieg die Beschiesung.

Fred und Robert kehrten heim. „Der Angriff ist abgeschlagen,“ erzählten sie, „die Kavallerie ist gar nicht in Tätigkeit getreten. Wir haben die ganze Zeit draußen vor der Stadt neben unseren Pferden gestanden. Habt ihr euch gebangt?“

„Garnicht,“ sagte Isabel, „Granaten sind keine Bolschewiken.“

Die Nacht durch blieb es still. Früh um sechs setzte die Beschiesung wieder ein. Diesmal gab es auch in den Straßen allerhand zu sehen. Kanonen rumpelten durch die Stadt, Soldaten liefen geschäftig auf und ab. Die paar Granaten kümmerten sie wenig.

Um Mittag brach plötzlich eine Panik aus. Ein kopfloses Rennen und Hasten in der Straße. Reiter jagten vorbei. Ein Geschütz wurde in wilder Flucht vorübergerissen.

„Die Esten sind durch!“ rief der Schneider von drüben und versteckte seinen Jubel nicht, „heute abend haben wir eine andere Regierung.“

Blas vor Schreck lief Christel ins Haus. „Ist das wahr, Mutter, kann das wahr sein? Kommen die Bolschewiken zurück?“

Isabel beruhigte sie. Die Panik legte sich.

Doch blieb in den Herzen eine unerklärliche Angst.

Gegen Abend verstummte das Schießen.

Die Soldaten schienen verschwunden — ebenso die Einwohner. Niemand zeigte sich, weder auf der Straße, noch am Fenster. Allein Christel saß vorne auf der Haustreppe und erwartete Fred und Robert.

Als es dunkelte, rief Isabel nach ihr. Sie sollte Abendbrot haben und zu Bett.

Das Kind gab keine Antwort.

„Was ist, Christel, kommst du nicht?“

Christel hatte den Kopf auf den Knien und weinte.

„Warum denn, Christel?“

„Ich weiß nicht, Mutter, ich bin so traurig! Sonntag sprachen wir mit Robert von zu Hause. Ganz nah war es da, ich konnte es greifen. Jetzt liegt es wieder so weit — Wir kommen nie wieder nach Hause, Mutter.“

Isabel antwortete nicht. Sie horchte selbst gespannt in die Stille und sprach nicht mehr vom Schlafengehen. —

Es war Nacht, als die Stadt zu erwachen schien.

Überall flogen Rufe, klirrten Fenster. Vom Hof hinter dem Garten scholl wilder Lärm. Pferde wieherten, Wagen rasselten. Bald schob es sich dumpf rollend am Fenster vorüber. Schritte liefen die Straße herauf ins Haus. Schweißgebadet, nach Atem ringend, stand Robert da. „Die Uebermacht erdrückt uns,“ keuchte er, „die Stadt wird geräumt. Fred ist schon am Bahnhof, ich hol das Gepäck. Morgen sind die Esten hier Herren!“

Lenore und Isabel standen wie gelähmt. Der blaue Schein der kleinen steilen Grubenlichtflamme zuckte über ihre bleichen Gesichter.

Vor Isabels Augen zerbrach der Traum der letzten Zeit. Sie sah sich zurückgeworfen in die Zeit des Entsetzens. Tage öder Tatenlosigkeit, Nächte zitternder Angst wuchsen wie aus einer Versenkung riesengroß empor und drohten wieder Qual und Not. Ihr war, als hörte sie das Schlurfen der Holzhackersleute, den Zanf Eddes — sie stöhnte laut.

„Kommt mit!“ bat Robert, schon fertig gerüstet, „wir nehmen noch Flüchtlinge mit. In einer Stunde geht der letzte Zug. Kommt mit uns.“

Isabel zuckte auf. Mit weitgeöffneten Augen sah sie auf die Schwester. „Ich geh, Lenore!“ sagte sie, fast wie im Traum. Und als hätte das Wort Zauberkraft, wandelte sich ihr ganzes Wesen.

Sie wußte plötzlich: es war das einzig Mögliche, daß sie ging; weil sie nicht bleiben konnte.

Mit jener Entschlossenheit, die sie in entscheidenden Augenblicken überkam, trat sie ins Schlafzimmer: „Zieh dich an, Christel, schnell!“ Sie selbst riß Koffer vor, öffnete Schränke. Die geringe Habe für sich und das Kind band sie in Bündel.

Lenore stand stumm. Die Arme hingen ihr kraftlos herab. —

„Also ihr kommt! Wir sehen uns am Bahnhof,“ rief Robert und lief auf die Straße.

Isabel trat reisefertig an die Schwester heran. Das Herz schlug ihr, als wolle es zerreißen. „Komm auch du, Lenore! Es ist kein Leben, das wir unter dem fremden Volk führen. Es ist ein täglicher Kampf und eine dauernde Qual. Livland ist am Ende — das Alte ist zerbrochen. Noch haben wir Kräfte, haben wir Werte, laß sie uns für das Kind nutzen, ihm eine Heimat schaffen für die verlorene, teure.“

Lenore schien zu wachsen. Sie hob die Arme, reckte sich, als nehme sie eine unsichtbare Last auf sich, verschränkte sie über der Brust — und stand.

„Ich halte dich nicht, Isabel,“ sprach sie mühsam, aber je länger sie sprach, desto fester, desto klangvoller wurde ihre Stimme. „Dein Kind ist es, das dir den Weg hinausweist. Ich aber bleibe. Das Alte ist zerbrochen — ja, aber Livland ist nicht am Ende. Nur das Volk, das sich selbst aufgibt, wird aufgefogen. Wir Balten geben uns

nicht auf. Schlimmere Zeiten haben uns geschüttelt, wie oft schon, aber nie zerdrückt. Wir stehen gebeugt, das ist gut, während der Sturm tobt — aber wir werden uns aufrichten, wenn er wieder vorüber ist, werden Sandkorn zu Sandkorn tragen und unsere Saat säen. Sie wird wachsen — Blut düngt gut. — Ich bleibe. Und noch eins, Isabel: Der Balte spricht nicht viel von seinem Glauben. Doch wissen wir — du und ich —, daß die furchtbare Zeit, die wir gemeinsam trugen, mit Gott getragen wurde. So laß es weiterhin sein. Ich bleibe — mit Gott! Du gehe mit Gott in ein neues Vaterland — ein neues Leben.“

Die Schwestern umschlangen sich.

Sie sagten nicht: Auf Wiedersehen.

Lenore küßte das Kind.

Isabel faßte das Bündel, nahm Christel an die Hand und floh durch die Nacht, dem Bahnhof zu.

Christel hatte die ganze Zeit über kein Wort gesprochen. Verstört gehorchte sie. Jetzt schüttelte sie ein tränenloses Schluchzen. Sie sah sich um und suchte das unscheinbare, kleine Haus, die einsam zurückbleibende Gestalt mit dem im Nachtwind kämpfenden Licht in der regungslosen Hand.

„Wohin gehen wir, Mutter, wohin?“ stieß sie hervor. Es war, als risse sie sich in die Heimat zurück.

Isabels Stimme schwankte nicht:

„Nach Deutschland, Kind!“